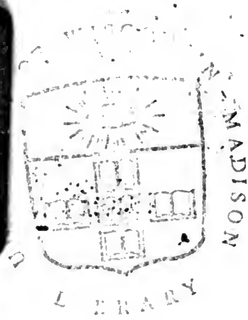
SECHS GESCHICHTEN

VON PAUL ERNST

ERSCHIENEN IM INSEL-
VERLAG G. m. b. H.
LEIPZIG LINDENSTR. 20



WEIHNACHTEN MDCCCCI.


MADISON
LIBRARY



Von dem Verfasser ist erschienen im Verlage von Joh. Sassenbach in Berlin:

Polymeter . . . . Preis M. 1.50

Lumpenbagasch; Im Chambre séparée. Zwei Schauspiele . . Preis M. 1.50

Wenn die Blätter fallen; Der Tod. Zwei Trauerspiele . . . Preis M. 1.50



SECHS GESCHICHTEN.

SECHS GESCHICHTEN

VON

PAUL ERNST

IM INSEL-VERLAG
G. m. b. H.
LEIPZIG LINDENSTRASSE 20
WEIHNACHTEN 1901.

INHALT.

DAS GRAUEN 1
JULIAN UND CELIA 9
DER EINSAME 31
DER SCHEMEN 41
DIE BEIDEN PILGER 71
DIE SONDERBARE STADT 81

DAS GRAUEN.

Ich befand mich zwischen vielen Menschen, die über eine steinerne Brüstung hinunter starrten. Die Menschen murmelten. Unten war es sehr tief. Die Mauer fiel senkrecht ab, und die Leute unten sahen ganz klein aus. Der Boden war dort wohl mit schwarzen und weissen Fliesen belegt, in Schachbrettart. Was machten denn die Leute unten? Sie standen. Etwas Schweres, Wuchtiges fiel in regelmässiger Wiederholung auf den Boden und erst eine Zeit nachher kam ein dumpfer Klang nach oben. Wie gross erschienen denn die Menschen? wie Sperlinge, oder wie Maikäfer. Sie standen. Wir hier oben aber waren jetzt atemlos, als wenn an unsern Herzen Fäden wären, die unten gezogen würden. Es war jetzt lautlos unter den

vielen Menschen hier oben, die ängstlich hinabstarrten. Wenn das Wuchtige unten niederfiel, so zitterten wir inwendig und hatten Angst, bis der dumpfe Klang nach oben kam. Es war uns, dass der dumpfe Klang auch ausbleiben konnte. Was erwarteten wir denn? Was fürchteten wir denn? Es war uns, dass unsere Herzen aus der Brust herausgerissen werden mussten.

Da war unten eine Tenne aus Brettern. Auf der wurde ein nackter Mensch festgeschnallt, mit gespreizten Armen und gespreizten Beinen. Festgeschnallt war er mit gespreizten Armen und gespreizten Beinen. Es stand ein Henker mit einem Beil am rechten Arm, und ein Henker mit einem Beil am linken Arm, und ein Henker mit einem Beil am rechten Bein, und ein Henker mit einem Beil am linken Bein. Aufgerichtet standen sie da und hatten das Beil über ihren Kopf geschwungen.

Da liess der Henker am rechten Arm sein Beil niederfallen, welches blitzte, und die Hand des Gefesselten sprang fort. Ein kleiner dunkler Fleck zeigte sich an der Stelle, auf der weissgescheuerten Brettertenne. Dann drang der Schrei nach oben, ganz dünn, wie das Zirpen einer Grille.

Die Leute hier oben hatten auf den Fussspitzen gestanden, und nun schrieen sie laut auf und schwenkten ihre Mützen.

Ein Mann von unten in weissem Mantel winkte Stillschweigen nach oben.

Da liess der Henker am linken Bein sein Beil niederfallen, welches blitzte, und der Fuss des Gefesselten sprang fort. Ein kleiner dunkler Fleck zeigte sich an der Stelle auf der weissgescheuerten Brettertenne. Dann drang der Schrei nach oben, ganz dünn, wie das Zirpen einer Grille.

Die Leute hier oben brüllten und schwangen die Mützen. Ein Vater hielt seinen Sohn hoch, damit er Alles sehen könne. Dann fingen sie an, sich zu streiten. Die Einen behaupteten: jetzt kommt die linke Hand; und die Andern: jetzt kommt der rechte Fuss.

Was hatte denn der Mann unten gethan? Er hatte in sein Gewehr Pulver und Blei und Johanniskraut geladen und in die Sonne geschossen, und aus der Sonne waren drei Blutstropfen gefallen auf ein weisses Tuch.

Ein Mann von unten in weissem Mantel winkte Stillschweigen nach oben.

Blitzschnell stand ein Junge oben auf der Brüstung und sprang hinab. Seine Arme und Beine breiteten sich aus, und er schien niederzuschweben. Dann schoss plötzlich neben ihm ein dicker, kugeliger Mann in die Tiefe, der ihn sofort überholte. Die Herzen hielten an. Und indem war schon ein Dritter in der Luft, der sich überschlug.

Der Junge war plötzlich verschwunden. Es war, als ob er unten angekommen sei und dann gleich weitergelaufen zu der Hinrichtung. Aber der Dicke schlug auf und sprang dann wieder in die Höhe, wie ein Gummiball: und der Dritte breitete sich einfach hin, wie ein Pfannkuchen; dünne Rinnsel Blut rieselten von ihm aus; der zweite tanzte auf und ab, wie ein Gummiball, und das Geräusch, das von ihm nach oben kam, war merkwürdig hohl, während das des Dritten ein kurzer Klatsch gewesen war.

Und indess der Henker am rechten Bein sein Beil niederfallen liess, sprang der Mann unaufhörlich auf und ab, mit einem hohlen Geräusch, wenn er den Boden berührte. Und das Blut des Dritten, der breit da lag, hatte sich zu einer grossen, dunkeln Lache vereinigt, durch welche nur undeutlich das

Schachbrettmuster der Fliesen hindurchschien, und welche an ihrem Aussenrand zuweilen geradlinig durch die Fliesenränder begrenzt wurde.

Es waren ja doch auch vier Altäre da zu Händen und zu Füssen des Gefesselten. Auf ihren Altar wurde die rechte Hand gelegt. Es kam ein missfarbener Rauch, welcher sich wand.

Ein Geplapper wurde hörbar in der grossen Stille, welche entstand, als die Leute den Windungen des Rauches folgten. Das kam von dem Mann, welcher immer auf- und absprang. Er betete.

Ich stand in Wirklichkeit ja unten und sah in die Höhe, zu den schweissigen Kappen, wie Casca sagt. Die Mauer war nämlich aus dem prächtigsten Marmor; leider hatte sie von oben herab breite, lange Schmutzstreifen, und auch sechs kurze Roststreifen waren da.

Aber das war ja Alles garnicht richtig. In Wirklichkeit war ich ja doch in einem dunklen Gewölbe, welches eigentlich von aussen ein Thurm war, um welchen Menschen plapperten. Dunkel war es, so dass man nichts sehen konnte, und man fühlte sich selbst garnicht. In der Decke oben war ein Edelstein befestigt, welcher in sich Feuer hatte, aber

damit erleuchtete er nicht. Zu dem Edelstein musste ich immer in die Höhe sehen, denn das war meine Hoffnung. Er war ein funkelnder Wassertropfen im Nichts der Ewigkeit. Er war da, und sonst war nichts da. War ich denn da? Wenn ich nicht früher gewesen wäre, im Sonnenlicht auf einer staubigen Landstrasse mit grauen Füssen, so hätte ich nicht gewusst, dass ich da war. Mein Gehirn war vorhanden in der Welt, das fühlte ich. Es war schwer. Auch Augen musste ich ja wohl haben.

Ein Schrei, riss das Herz mitten durch. Unbewegt der Edelstein. Es schrie zurück, aus mir heraus, das Entsetzen. Die Dunkelheit war ja weich, und ich stand ja nicht, nichts unter den Füssen. Schwebte ich denn? Fiel ich denn? Ringsum Leere. Ueber mir nur der Edelstein. Das waren lange Jahre. Oder war der Edelstein ein Stern, und das dunkle Gewölbe der Weltenraum? Sicher war es ein Gefängnis. Denn draussen waren feine Herren in Rococotracht, welche dienerten, und Damen, welche mit dem Fächer klapperten.

Denn es war nur eine warme Sommernacht, wo kein Stern am Himmel stand, nur drei grosse, goldene Kugeln. Die Kugeln warfen einen runden

Schein unten auf die Erde, und die Bäume, die in dem Schein standen, sahen aus, wie Coulissen. Ich hätte gehen können auf silbernem Rasen in dem Lichtkreis, aber ich war gebannt an eine Stelle und durfte mich nicht rühren. Von oben herab schauerte es durch mich hindurch. Die Erde konnte sich in die Höhe heben und die goldenen Kugeln wurden grösser. Sie waren die Augen der Schlange mit aufgesperrtem Rachen, welche einen heissen Atem hatte. Und ich selbst konnte zerfliessen und dahinrieseln, wie gesammelter Thau, der ein Bach wird. Ja, es glitt ein Bach dahin durch die dunkle Nacht, unhörbar.

JULIAN UND CELIA.

1.

In dem dichten Wald wohnte Celia mit der Alten. Sie hatten ein ganz kleines Häuschen, in welchem eine Küche war mit einem sehr grossen schwarzen Rauchfang, und dann zwei ganz kleine Kämmerchen, in deren Fenster wilde Rosen hineinrankten. Wilde Rosen rankten auch an dem Zaun, welcher den Garten umgab. An der Seite plätscherte ein Bächlein über runde Steine. Am Morgen, am Mittag und am Abend kringelte lustig der hellblaue Rauch aus dem Schornstein in die klare Luft über ihnen, die ringsum begrenzt wurde durch die unbewegten Buchenwipfel.

Celia sass im Schatten vor der Hausthür, deren obere Hälfte geöffnet war und in die dämmerige Küche hineinsehen liess. Sie hielt in der einen Hand

den Rocken, und mit der anderen liess sie die Spindel lustig tanzen. Ein Huhn hatte sich im Sand halb vergraben, wo ein Streifen Sonnne war, es streckte das eine Bein von sich und blinzelte dumm mit den Augen. Unter dem vorspringenden Dach hingen allerhand Kräuterbündel zum Trocknen. Ganz weit aus dem stillen Wald her läutete die Glocke der weidenden Kuh.

Celia wusste, dass Dornröschen sich an einer Spindel gestochen hatte und dann in Schlaf verfallen war mit dem ganzen Hof, und dass dann die Rosen um das Schloss herumgewachsen waren. Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie und die Alte in Schlaf fielen, und die Kuh, welche wiederkäuend daläge, ihre Augenlider zufallen liess, und die Hühner und der Hahn, und ihr Zeisig im Bauer, der immer sang „diddel diddel diddeldätsch“, denn mehr konnte er nicht. Dann würden die wilden Rosen immer weiter ranken, und im Herbst sässen Hagebutten an ihnen, bis sie über das Strohdach mit seinen dicken Moosklunkern gewachsen waren, und über den Schornstein. Im Schornstein hingen vier Speckseiten, aber weil die Mäuse auch schliefen, so konnten sie nicht an die Speckseiten gehen. Sie läge

dann auf ihrem weiss bezogenen Bettchen, das nach Salbei duftete, und dann käme der Königssohn herein. Wie musste der aussehen? Erstens musste er eine silberne Rüstung haben und gelbe Haare und blaue Augen, und sein Schwert musste heissen ... Lerchenzauber musste es heissen. Und dann musste er eine Geige haben, und vor ihrem Bett fing er an zu geigen, und da wachte sie auf, und der Zeisig, und die Kuh, und die Alte; ihm aber fielen beim Geigen die gelben Locken übers Gesicht. Dann sprang sie in die Höhe von ihrem Bettchen, denn sie war ja ganz angezogen, und der Königssohn hob sie hinter sich auf sein weisses Rösslein, das hiess ... Schwalbenflug hiess es. Und wenn er vor seinem Schloss ankam, da trat seine Mutter heraus mit einem grossen Bund Schlüssel im Gurt und rief: „Ei, was hast du dir für eine liebe Braut mitgebracht, nun wollen wir aber auch gleich Hochzeit machen". Und dann wurde acht Tage lang gesotten und gebacken und gebraten und geschmort, und dann wurde Hochzeit gemacht, und sie war die Frau des Königssohnes und trug das grosse Bund Schlüssel am Gurt. Dann bekam sie auch ein Kind . . . ja, das sollte heissen: Liebestrost. Das hatte von ihm die gelben Locken und

von ihr die dunkeln Augen und war so wunderschön, dass alle Leute stehen blieben, wenn es vorbeiging. Sie hatte es aber auch lieb! Jeden Abend badete sie es, und keine fremde Hand durfte es berühren. Ach, wie das sein musste, wenn sie es so in der Badewanne hatte, und es zappelte mit den Beinchen und Aermchen, und krähte vor Vergnügen, und dann wurde es abgerubbelt mit einem grossen Tuch, da sah nur noch das Köpfchen heraus. Und dann schlief es so fromm und hatte die Händchen gefaltet, denn sowie es nur sprechen konnte, da betete es auch schon, weil es der liebe Gott so lieb hatte. Ach, und Kleidchen hatte es! Nein, da war ein ganzer grosser Schrank voll: Mit Silber gestickte und mit Gold gestickte, und mit Pelz besetzte und mit Sammet besetzte, und so viel Wäsche! Zweimal den Tag zog sie ihm ein frisches Hemdchen an. Ja, armer Leute Kinder haben das nicht!

Das Wässerlein plätscherte, und das Hühnchen kakelte leise im Halbschlaf. Die Buchen standen ruhig mit ihren weissen Stämmen, immer tiefer in den Wald hinein. Ameisen liefen kreuz und quer; wenn sie sich begegneten, befühlten sie sich mit den Hörnern; sie trugen emsig allerhand Dinge oder

wusselten eilfertig herum, als wenn sie wichtige Bestellungen zu machen hatten. Zuweilen halfen sie sich auch beim Schleppen und zerrten dann ihre Last hin und her; sie schleppten, was ihnen gerade einfiel, und wohin es ihnen gerade gut schien, bergauf und bergab, und zuletzt liessen sie es liegen.

Sie war ganz bestimmt nicht die Tochter der Alten, obwohl sie immer Mutter zu ihr sagen musste. War das ein Scheusal! Und ganz gewiss war sie auch eine Hexe. Celia hatte sich immer schon vorgenommen, aufzupassen des Abends, wenn die Alte durch den Schornstein ausfahren würde, denn das glaubte sie ganz bestimmt, dass sie das that; er war schon ganz glänzend geworden inwendig. Aber sie schlief immer über dem Warten ein, und wenn sie aufwachte, dann schien schon die Sonne auf ihr Bettchen und die Vögel sangen und die Alte stand keifend vor ihr und schalt sie Langschläfer.

Wer konnte wissen, woher sie stammte! War es denn nicht schon vorgekommen, dass so eine Alte ein Kind geraubt hatte mit seinem Badezuber, und wie das Mädchen gross ist, kommt einmal ein Ritter vorbei, der kehrt bei ihnen ein, und dem soll das Mädchen die Füsse waschen. Da erkennt der Ritter

das Wappen auf dem Badezuber, und merkt, dass das Mädchen sein gestohlenes Schwesterchen ist. Und wenn sie nun auch so einen Bruder hätte, der sie holte, und eine Mutter, und einen Vater!

Die Spindel war doch manchmal, als wenn sie lebendig wäre! Manchmal hatte sie gar keine Lust und dann war sie wieder so fleissig! Ob das wohl Alles für ihre Aussteuer bestimmt war, was sie jetzt spann? Aber was sollte sie denn hier wohl für einen Mann kriegen! Einen Köhler? Sechs Tage ist er schwarz und den siebenten ist er ungewaschen. Des Sonntags rasiert er sich, und in der Woche wachsen ihm die Stoppeln. Und dann sollte sie wohl jeden Tag Köhlersuppe kochen, und dem Köhler seine Kinder warten! Nein, da dankte sie denn doch!

Eine runde Wiese war im Wald, da wuchs Frauenschuh und Mannskraut, und unter den Baumstumpfen wohnte das kleine Volk mit seinen Schätzen. Wenn sie da einmal Einem vom kleinen Volk begegnete, und der gab ihr dann etwas von seinem Gold! Dafür kaufte sie sich drei Kleider, eins wie die Sonne, eins wie der Mond, und eins wie die Sterne. Mit denen ging sie dann weg, und dann würde sie schon einen Königssohn kriegen.

Nicht wahr, wenn man so groben Nessel und Warp anhat, wer soll Einen da wohl nehmen!

Und als die Alte nach Hause kam mit ihren Kräutern, da hatte sie natürlich wieder zu keifen, dass Celia nicht genug gesponnen hatte in der Zeit. Und sie hatte doch immer an einem Fleck gesessen! Aber diesmal hatte die Alte noch etwas Anderes vor. Sie schickte Celia in ihr Kämmerchen, damit sie ihren besten Staat anziehen solle. Celia dachte sich wohl schon weshalb, aber sie sagte nichts und that, als ob sie von nichts wisse.

2.

Der Ritter Julian von Montabel wohnte in einem Schloss, das sich ganz spitz auf einem steilen Felsen erhob. Weithin nach drei Seiten dehnte sich eine Hochebene, welche von ärmlicher Heide bedeckt war. Am Fuss der steilen Bergwand zog der Strom, und dann streckte sich ein lächelndes Gefilde hin. Hier sassen reiche Bauern, die von oben ganz klein aussahen. Tiefgehende Wolken streiften die Spitze des Burgturms, und über das Land unten gingen oft die Schatten der Wolken, und in Streifen lag auf ihm der Sonnenschein.

Auf seinem hellbraunen Pferdchen streifte der Ritter Julian oft durch die öden Heideländereien, wo zuweilen ein Kiebitz ihn schreiend umflatterte, während am Himmel zerrissene Wolken jagten. Er dachte an ein sonniges Land mit heller Luft, wo die Häuser weiss leuchteten. Hier, wo er war, blühte die violette Heide, und gelber Ginster glänzte, es waren Lachen braunen Wassers, und verkrüppelte Tannen, und zuweilen schwankte der Boden unter dem Huf des Pferdes. So weit er blicken mochte am Horizont, war kein Mensch zu sehen, er war allein auf seinem Pferd.

An eine Jungfrau dachte er, die musste dunkles Haar haben und dunkle Augen. Mitten im Wald musste er sie treffen, und sie musste ihn ansehen. In einem langen Gang schritt er neben ihr, wo zu beiden Seiten Rosen blühten, und indem sie ging, sah die Spitze ihres Fusses unter ihrem Gewand hervor. Schweigend gingen sie, und sie hatte den Kopf gesenkt, er aber fühlte im Gesicht, dass die gleiche Luft vor ihnen war und zwischen ihnen. Ja, Vögel sangen wohl auch, aber das war alles anders. Er hätte nur so immer gehen mögen neben ihr, wenn er gedurft hätte.

Aber er hatte Furcht vor ihr, dass sie ihn für aufdringlich halten würde, und dass er ihr dadurch überhaupt widerwärtig werden konnte. Vielleicht, wenn er mit ihr hätte sprechen können, aber er wusste nicht, was er hätte sagen sollen. Und es war ja auch am schönsten so, still neben ihr zu gehen zwischen den blühenden Rosen.

Es war einmal ein fahrender Sänger auf dem Schloss gewesen, welcher viele Liebeslieder rezitiert hatte. Er hatte sich geschämt in der Seele des Fremden, von solchen Dingen zu sprechen. Aber was er selbst fühlte, das war ja doch etwas ganz anderes wie Liebe; und trotzdem war es ihm schwer zu Sinn, wenn er dachte, dass das Mädchen etwas davon merken sollte, dass er sie gern hatte, und er würde sich absichtlich zu anderen gehalten haben, wenn sie da gewesen wären.

Ueberhaupt schien es ihm zu mute, als sei er verliebt, während er doch gar kein Mädchen wusste. Grundlos traurig war er, dass er hätte weinen mögen, aber die Traurigkeit sass nicht tief, und es war ihm auch nicht ernst mit ihr. Und dann dachte er, dass er doch so jung war, und dass er jetzt gerade die allerschönste Zeit des Lebens vor sich hatte. Wenn

er nur nicht so schüchtern gewesen wäre, dann hätte er schon allerhand verliebte Abenteuer haben können, das wusste er wohl; die Zofe seiner Mutter hatte ihn doch ganz ersichtlich aufgemuntert; aber dann hatte er sich immer wieder gedacht, er deute diese Zeichen falsch, und dann hatte er sich auch geschämt.

Ja, wenn er einmal eine Jungfrau fand, die so ganz hoch stand, wie eben nur die Frauen stehen, und die von solchen Dingen garnichts wusste, und zu der er nur immer aufsah, wie zu der Jungfrau Maria, da war es doch gut, wenn er sich reingehalten hatte von allen Leichtfertigkeiten; es war überhaupt schon schlimm, dass er an solche Dinge dachte, und an die verliebten Augen der Zofe. Ueberhaupt war die ja älter wie er.

Aber indem kam ihm die Erinnerung, wie er die Zofe einmal auf der Treppe getroffen hatte, als sie sich das Strumpfband festzog. Sie hatte schnell den Rock über das Bein geschlagen, als sie ihn bemerkte, und sich aufgerichtet, aber ihm war doch das Bein in der Erinnerung geblieben, und der Busen, den er von oben gesehen hatte, unter dem Nacken mit den krausen Härchen und dem Streifen, wo die

Haut weisser wurde unter dem Braungebrannten. Ein eigenes Gefühl überkam ihn, wie von Schwindel, und als ob er Ohrensausen habe und das Herz ihm stehen bliebe. Er ärgerte sich aber und schämte sich solcher Erinnerungen.

Er hatte sich doch schon ein ganz genaues Bild gemacht von der Dame, die er einmal verehren würde. Was musste die empfinden, wenn sie von solchen Gefühlen wusste bei ihm! Das war doch eine tötliche Kränkung für sie! Und noch dazu war es nur eine Zofe, an die er dachte!

Wie hässlich das überhaupt war, dass wir mit diesen gemeinen Trieben ausgestattet waren. Und die meisten Menschen gaben ihnen doch nach! Oder man musste ins Kloster gehen.

Zuweilen, wenn er an alle solche Dinge dachte, graute ihm doch vor dem Leben. Wenn er seinen Vater ansah, dann dachte er, dass der gute alte Mann doch auch einmal jung gewesen war, und wahrscheinlich hinter den Dienerinnen hergegangen. Das war ihm ganz schwer, wenn er sich so etwas vorstellte. Und dann dachte er, dass seine Mutter ihn doch geboren hatte und doch das alles hatte durchmachen müssen mit seinem Vater. Zuweilen war

es ihm, als wenn alle Menschen nur Tapeten seien, hinter denen etwas ganz Furchtbares und Entsetzliches verwese.

Ja, er dachte wohl, dass er hinaus in die Welt musste, unter Menschen. Aber wenn er einmal zwischen fremde Leute kam, so sass er stumm zwischen ihnen und war wohl höflich und freundlich gegen sie, aber sie waren ihm gleichgültig und er wusste nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Sie fragten und er antwortete, aber das war alles ganz fremd an ihm und er konnte sich garnicht denken, dass er davon etwas lernen sollte. Er wusste auch, dass sie ihn auslachen würden, wenn sie wüssten, was er bei sich dachte.

3.

Als er sich damals der Hütte näherte, wo Celia mit der Alten wohnte, hatte Celia bereits ihren besten Putz angethan und sass vor dem dämmernden Hauseingang und spann. Grosse goldene Ringe trug sie in den Ohren und einen Kamm im Haar, in welchem edle Steine funkelten. Ihr rotes Jäckchen war mit Gold bestickt, und ihr tiefblauer Kleiderrock trug unten einen fingerbreiten Goldstreifen.

Der Ritter kam aus dem Wald mit seinem hellen Antlitz und hielt betroffen sein Pferd an.

Celia erhob sich und ging ihm entgegen. Er sprang von seinem Rösslein, und als er sie nun so nahe erblickte, mit dem zaghaften Gehaben, ward ihm so weh ums Herz, dass er ohnmächtig hinsank. Celia beugte sich über ihn, und ihre Thränen flossen ihm ins Gesicht. Die Alte richtete ihn auf und gab ihm etwas zu riechen, dass er wieder zu sich kam. Dann nahm ihn Celia an die Hand und setzte sich mit ihm auf die Bank unter den Rosenbusch, während die Alte das Pferd besorgte.

Sie wussten nicht, was sie einander sagen sollten, und deshalb schwiegen sie lange. Dann brachte die Alte Milch und Brot heraus und sie assen zusammen. Als er sich aufs Ross schwang, grüsste er Celia und die Alte, und dann ritt er fort.

Fort ritt er durch den Buchenwald, der sich wölbte, und durch die bienenübersummte Heide. Er dachte an Celia mit Angst. Er wusste nicht, was er fürchtete, aber seine Angst um sie war gross, und als er nach Hause kam, wunderten sich seine Leute über sein verstörtes Gesicht.

Am anderen Tage kam er wieder zu dem

Hüttchen, wo die Alte drinnen wirtschaftete und Celia vor dem Eingang sass in ihrem roten Jäckchen und den Rocken hielt und die Kunkel tanzen liess. Aber als er zum zweitenmale neben ihr sass auf dem Bänkchen, und sie einem Vogel zusahen, welcher ernsthaft sein Schnäblein öffnete und sang, da fühlte sie eine sonderbare Beklommenheit in sich. Sie hatte ihm die Hand nicht wieder gegeben seit jenem ersten Mal, wo sie ihn zu ihrem Häuschen führte, und sie sassen wieder stumm neben einander. Es war ihr, als müsse sie immer weiter von ihm wegrücken. So sassen sie, und nach einer Stunde seufzte er tief auf, bestieg sein Pferd und ritt wieder ab. Und als er ritt, war seine Angst noch grösser geworden wie das erste Mal. So war es viele Tage hintereinander. Sie wurde immer scheuer und furchtsamer, und er ängstigte sich immer mehr um sie.

Als aber seine Leute merkten, wie er von Tag zu Tag verfiel und blasser und magerer wurde, gingen sie ihm einst nach und merkten sein Geheimnis. Sie sahen die beiden, wie sie sassen, und in den spielenden Schatten vor ihnen träumten, und wie er dann laut aufseufzte, sie mit lieb-

reichem Blick anschaute, ihr und der Alten grüssend zuwinkte und fortritt. Da kamen sie zu der Meinung, dass ihn das Mädchen verhext habe und ihm heimlich die Seele aussauge, während sie bei ihm sitze.

Sie wollten ihm nicht wehe thun, und deshalb versuchten sie, ihm zuerst zu helfen, ohne dass er es merkte. Sie führten ihm angenehme Gesellschaft zu, die ihn zerstreuen sollte, sie liessen Musik machen und Lieder singen, dann gaben sie ihm allerlei geweihte Tränklein, die ihn von dem Zauber befreien sollten, aber er wurde nur immer trübsinniger und machte Tag für Tag den Ritt, von dem er so traurig zurückkam.

Zuletzt wurde er so schwach, dass er auch das Pferd nicht mehr besteigen konnte. Er lag auf seinem Bett und sah zu, wie die Sonnenstäubchen tanzten und wirbelten in einem Sonnenstreifen. Er liess sich aus seinem Zimmer hinaustragen in das kleine schmale Gärtchen hinter der gezackten Mauer und sah an den hohen Himmel, und dachte, dass der Himmel auch über Celia sei.

Als ihn sein Vater so siech liegen sah, wurde er von Zorn ergriffen gegen das Mädchen, welches,

wie er meinte, diese Krankheit verschuldet hatte. Und indem er alle Rücksicht nunmehr beiseite setzte, schickte er Leute aus, welche sie aufgreifen mussten und ihm bringen. Sie fanden sie allein in dem Häuschen, denn die Alte war seit ein paar Tagen verschwunden.

Auf der Burg baten sie der alte Ritter und der Kaplan, doch die Verzauberung Julians aufzuheben. Aber sie weinte nur und erklärte standhaft, dass sie keine Schuld habe. Der Ritter Julian stellte seinem Vater vor, wie sehr er das fremde Mädchen liebe, und flehte ihn an, sie ungekränkt zu lassen. Endlich erweichte er das Herz des alten Mannes, welcher seinen Einzigen vor seinen Augen dahinsterben sah. Der alte Ritter ging in das Turmstübchen, welches man Celia als Gefängnis gegeben hatte, und trug ihr die Hand seines Sohnes an, indem er ihr schilderte, in welcher verzweifelten Verfassung er sei.

Celia stürzten die Thränen aus den Augen, als sie das anhörte; aber wenn sie sich dachte, dass sie des Julian Weib werden solle, und dass sie mit ihm zum Altar treten müsse, und dass Alle das wüssten, dass sie seine Braut sei, dann schämte

sie sich, und es war ihr so, dass sie nicht ja sagen konnte. Sie schüttelte nur mit dem Kopf. Der alte Herr ging erzürnt von ihr und erzählte seinem Sohne den Erfolg seiner Werbung. Dieser erwiderte trübsinnig, dass er sich keinen anderen Ausgang gedacht habe, denn er sei ja viel zu gering für sie.

Und endlich konnte er den Zorn seines Vaters nicht mehr aufhalten. Es wurde auf dem Hofe ein Scheiterhaufen gebaut, auf welchem Celia als eine Hexe verbrannt werden sollte. Bevor sie zum Tode geführt werden sollte, brachte man sie noch vor das Bett des sterbenden Julian, welcher sie weinend begrüsste. Er machte sich Vorwürfe, dass er durch seine thörichte Leidenschaft ihr Unglück verschuldet habe und nun durch sein Leiden gehindert sei, ihr beizustehen, denn er konnte sich nicht mehr von seinem Bett erheben. Sie aber tröstete ihn und sagte, die Alte habe ihr erzählt, dass der Tod auf dem Scheiterhaufen ganz leicht sei, weil man sofort durch den Rauch bewusstlos werde und ersticke. Dann bat er sie, bevor sie scheiden mussten, noch um eine einzige Gunst. Sie hatte ihm nur einmal ihre Hand gereicht, als sie sich zuerst gesehen

hatten; nun solle sie ihm die Hand noch einmal geben, wo sie für ewig von einander Abschied nehmen müssten. Da reichte sie ihm ihre mit Ketten beschwerte Hand, indem sie im Gesicht, den ganzen Hals hinab, rot wurde; und er drückte einen Kuss auf die Hand.

DER EINSAME.

Auf einer blühenden Wiese lag ein Jüngling. Er hatte die Augen geschlossen, und auf seinem Gesicht brannte die Sonne. Rot schien es ihm durch die Augenlider, und es klopfte in ihm. Er lag ganz still, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, und war sehr fröhlich inwendig.

Als er spürte, dass ein Wölkchen vor der Sonne vorbeizog, öffnete er blinzelnd seine Augen. Die Wölkchen oben zogen. „Ja, sie ziehen über die Welt hin", dachte er. Und das schien ihm plötzlich so merkwürdig, dass die Wolken über die Welt hin zogen.

Nachher dachte er sich, wie sonderbar das sein müsste, wenn er so auf einer Wolke sässe, und die Beine herunter baumeln liesse, und seine Nase vor-

streckte, und auf die Welt unten sah, auf Wiesen, Wälder, Felder und Kühe. Wie dann die Leute zusammenlaufen würden und mit Peitschenstielen nach ihm zeigen, er aber rauchte oben vergnüglich aus seiner Thonpfeife. Auch kleine Kinder würden da stehen und hoch sehen und dabei den Finger im Mund halten.

Eine Ameise krabbelte vorn auf seinem Rock, einem schwarzen Kandidatenrock. Der Ameise erschien er mit seinem Anzug sicher nicht anders, wie etwa ein Baumstamm Aber die Grashalme kamen ihr doch so vor, wie uns die Bäume im Wald. Ja, und die hohe Kälberkropfstaude, die da zu seinen Füssen sich erhob, wie ihr die wohl vorkam mit ihren breiten Dolden — als Kind machte man ja Spritzen aus den Stengeln; auch aus Löwenzahn, aber die gingen nicht — ja, und wenn er nun eine Ameise wäre, dann wäre er doch im Ameisenhaufen, der hatte so viele hohe und gekreuzte Gänge, wo Alles wimmelte. Da war auch eine Königin, und der würde er einen Heiratsantrag machen; ob sie ihn aber erhören würde, das war eine andere Sache. Er konnte ja auch nach Holland gehen und dort der kleinen Königin sagen, sie solle seine Frau werden.

Die würde ihn schön auslachen. Aber lieb hatte er sie doch! Auf den Briefmarken war sie immer so ein kleines Mädchen. Er würde natürlich mit ihr in Holland wohnen, wo man des Sonnabends die Strassen aufscheuert und dann reinen Sand streut. Auch hat man dort viel schönes Porzellan, und es gab da Porzellan-Kühe, die ganz wunderbar waren.

Nachdem er dies gedacht hatte, begann er gemächlich mit den Beinen zu strampeln, und es fiel ihm dabei der Vers ein:

Wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmut will geniessen,
Der stemme sich an eine Wand
Und strample mit den Füssen.

Hiernach stand er auf, setzte den Hut in den Nacken, und schlenderte weiter, dem Walde zu, in dem es Rehe gab.

Schaumkraut und Hahnenfuss und Fuchsschwanz wuchs auf der Wiese, und Veilchen, und ganz versteckt unter gekreuzten Grashalmen sah er ein Marienblümchen. Das Marienblümchen kam ihm so treuherzig vor mit seinem gelben Kreis in der Mitte und den weissen Strahlen herum, und er

dachte: ja, da wächst es nun zwischen dem Gras, und steht da, und weiss gar nicht, weshalb, und denkt, das muss so sein, aber du, Mensch, hast immer Angst vor dir. Und wozu lebst du denn eigentlich? Das Marienblümchen sieht, wie am Morgen die Sonne aufgeht, und wie der Thau fällt, und wie die Sonne steigt, und dann wirds heisser, aber es steht immer zwischen seinem Gras und sieht ruhig und mit gutem Gewissen in die Höhe; und dann sinkt die Sonne, und es wird dunkel, aber das Blümchen hofft zuversichtlich, dass morgen die Sonne wieder aufgehen wird. Es ist das Einzige in seiner Art auf viele Schritte im Umkreis, und sieht nur Fuchsschwanz und Sauerampfer und Arnica und Gras, aber es ist doch zufrieden und ruhig, und lebt in einer stillfröhlichen Liebeinsamkeit. Aber du, Mensch, bist allein auf dieser Wiese und hast Angst vor dir und sehnst dich, ohne dass du einen Menschen finden kannst, denn die Wiese blüht wohl lustig, und der Wald steht wohl hellgrün und hat goldige Lichtflecke auf dem Boden und an den Stämmen, aber es giebt ja keinen Menschen sonst ausser dir; denn dich liebt niemand, und du hast niemand lieb, und was du für Menschen gehalten

hast, das sind nur Traumbilder, die du selber erzeugt hast.

Da fühlte er die Angst von hinten, und er ging eilig weiter, ohne auf etwas zu achten, und er hatte das Bewusstsein, dass er sich nicht umblicken dürfe, weil es hinter ihm „entsetzlich“ sei; ja, an das Wort „entsetzlich“ dachte er ausdrücklich. Er zwang sich, langsam zu gehen, denn er wusste, wenn er erst anfing zu laufen, so wurde er von der Furcht vollständig übermannt und stürzte zu Boden. Als er an den Rand des Waldes kam, blühten auf einer weiten Strecke Maiglöckchen, und eine metallisch schimmernde Fliege war da. Er dachte, dass er sich doch jetzt ein Herz fassen müsse und sich umdrehen, bevor er in den leise schauernden Wald mit den hohen Buchenstämmen eintrat; er würde dann hinter sich die bunte Wiese sehen und kleine Schmetterlinge, und den lieben Himmel.

Aber als er sich umdrehte, sah er hinter sich das Nichts. Das war eine schwarze Nacht, die in gerader Linie sich senkrecht an dem äussersten Ende erhob, wo sein Fuss stand; als er entsetzt seinen Arm ausstreckte, erschien dessen untere Hälfte abgeschnitten; und lautlos war es. Er stiess einen

Schrei aus, dass er sich selber vor ihm fürchtete, und dann lief er gerad hin in den Wald. Und er wusste, dass hinter ihm die Bäume und die Maiglöckchen und die trocknen Blätter am Boden lautlos in die schwarze Nacht übergehen würden, die ihm in gleicher Schnelligkeit folgte. Dann dachte er, dass sie ihn überholen werde, und dass er erst mit einem kleinen Teil seines Körpers im Nichts sein werde, dann immer mehr, dann mit der Hälfte, und dann ganz. Da lief er immer schneller. An einem Förster kam er vorbei, der ihn verwundert ansah; der wusste ja nicht, dass hinter Einem das Nichts war. Wenn er mit der Eisenbahn führe, so würde er noch schneller vorwärts kommen, und die Bäume würden in das Nichts hineintanzen. Tanzen würden sie. Er aber lief. Und wenn er nicht mehr konnte, so zog das Nichts über ihn hinweg, ruhig, wie eine Nebelwand weiterfliesst.

Dann stürzte er auf den Boden, und blieb dort liegen, das Gesicht in die Arme gedrückt auf der Erde.

Lange lag er so.

Und als er aufstand, sah ihn ein Eichhörnchen mit glänzenden Augen an und huschte dann um den Baum, um oberhalb derselben Stelle wieder

zu erscheinen. Und ganz weit weg hämmerte ein Specht in der Stille.

Es dachte in ihm: „die Natur ist schön, aber sterben muss man doch“. Er wunderte sich über die sonderbaren Worte. Auch fiel ihm ein: „Mitten im Leben wir vom Tod umfangen sind“.

So ging er nun, mit zitternden Knieen.

Er ging durch einen feuchten Hohlweg, wo Farnkraut überhing. Bevor er aus dem Walde heraustrat, lag eingerahmt durch die letzten Bäume vor ihm das Dorf mit Bäumen und der Kirche. Zwischen junger Saat ging er, die schon angefangen hatte, zu schiessen. Hinter ihm war das Nichts; aber er wusste jetzt, dass es ihn nicht verschlingen durfte, sondern vor ihm Halt machen musste; ja, wenn er zurückging, so musste es auch zurückfliessen.

So trat er in das Dorf, wo die Leute die Mützen vor ihm abzogen. Er grübelte. Ja, jetzt schritt er durch das Dorf. Und hinter ihm schluckte das Nichts alles ein. So ging er durch das Dorf und weiter die staubige Landstrasse hinab, zu deren beiden Seiten gewundene Obstbäume standen. Diese Obstbäume schluckte das Nichts, Paar für Paar, während er weiter schritt. Lautlos geschah das.

Und über die weite Erde zog er, über der am blauen Himmel die Wolken flogen und die Sonne schien. Vor ihm war das blühende Leben, und Maikäfer surrten, auch hoppte von weitem schwerfällig ein Hase, und hinter ihm floss das Schweigsame und Schwarze. Deshalb nannte er sich den Wanderer des Todes.

Er musste aber doch lachen, als er sich so nannte. Denn es gab ja überhaupt gar kein Leben, und das, was er als „das blühende Leben“ bezeichnete, war nur Etwas, was in seinem Herzen war, und das er zu seiner grösseren Bequemlichkeit vor sich sah, weil er sich doch nicht die Btust aufschneiden wollte wegen einer solchen Kleinigkeit. Es war sein eigener Traum, in den er hineinschritt, und hinter ihm war die Wahrheit. Deshalb war er ja auch einsam, und das Herz that ihm weh. Einen Hund hätte er wohl gern gehabt, so einen treuen Hund, der sich gefreut hätte, wenn er nach Hause kam und der seinen Kopf auf sein Bein legte und ihn mit guten Augen ansah.

DER SCHEMEN.

Der Körper des Magiers lag kraftlos in dem grossen Lehnstuhl. Das Gesicht war bleich und um die Nase eingefallen. Aber sein Wille arbeitete mit Anstrengung an dem Schemen.

Der Schemen schwebte vor ihm in der Luft, auf etwa drei Fuss Entfernung. Es war ein abgeschnittener Kopf mit halb geschlossenen, gebrochenen Augen, angeklatschtem, schweissigem Haar, dünnen Lippen, zwischen denen eben die blasse Zungenspitze zum Vorschein kam. Der Kopf war nicht glatt vom Rumpf abgeschnitten, sondern die Kreise der Luftröhren und des Rückgrats standen etwas über die blutige Schnittfläche hinaus.

In den Mienen des Schemens lag der Ausdruck spöttischer Ergebung.

Mühsam richtete der Magier sich im Stuhl auf um zu versuchen, ob seine Arbeit gelungen sei. Er rief dem Schemen zu: „Bleib!“ und ging dann ins Nebenzimmer, um in seiner Weltpunktiertafel nachzusehen. Er zog und vertauschte die Stifte und sah dann lange in die Krystallkugel.

In der Krystallkugel erschien endlich die Gestalt eines Mandarins, welcher in einer Art Laube sass. Der Magier bannte das Bild und wendete sich dann wieder dem anderen Zimmer zu, wo er den Schemen allein gelassen hatte.

Dieser schwebte noch auf derselben Stelle, aber er hatte nicht mehr das Aussehen der Körperlichkeit wie vorhin. Er war durchscheinend geworden, gespensterhaft, und man konnte durch ihn hindurch die Titel der Bücher sehen, die auf dem Bücherbrett hinter ihm standen. Einen konnte man sogar deutlich lesen: Freytags „Verlorene Handschrift.“

Der Magier setzte sich geduldig wieder in den Stuhl und liess seinen Willen von neuem wirken. Lange blieb der Schemen in seiner durchscheinenden Verfassung; aber endlich wurden die Züge wieder schärfer, das bleiche Gesicht mit den schwarzen Haaren und dem Blut trat wieder körperlicher her-

vor und in dem Masse, wie die Gestalt des Magiers hinfälliger und schwächer zu werden schien, wurde der Kopf lebendiger, so, dass es zuletzt schien, als bereite er sich vor, auf den Magier hin zu schweben.

Indem klopfte die Haushälterin. Der Magier ging zur Thür, nahm ihr das Kaffeebrett ab und setzte es auf den Tisch. Während des Kaffeetrinkens ging er in seinem Zimmer auf und nieder, dicht an dem Schemen vorbei, welcher sich unbeweglich an einer Stelle in der Luft hielt. Es befriedigte ihn, dass der Kopf auch in dem durch das Vorübergehen erzeugten Luftzug nicht ins Zittern und Schwanken geriet.

Der Magier sah nach der Uhr. Es war die Zeit der Zusammenkunft. Er schloss die Stubenthür ab, nachdem er den Zettel ausgehängt hatte, der die Haushälterin instruierte, dass er nicht gestört sein wolle. Dann legte er sich in den grossen Lehnstuhl zurück und versank sofort in Autohypnose. Während derselben löste sich seine Seele vom Körper, durchdrang die Wand und begab sich zum Zusammenkunftsort. Derselbe war ein Chambre garni, welches von einem der Mitglieder bei der Witwe eines Magistratsbeamten gemietet war.

Das Conventikel war vollständig. Die Seelen drängten sich in dem Zimmer; die Damen sassen auf dem Sopha und den Stühlen; einige der Herren hatten sich auf das Bett gesetzt, die übrigen standen. Und nun begann die gegenseitige Mitteilung, welche direkt, ohne Worte, stattfand.

Es war immer dasselbe. In jeden Einzelnen drang das Fluidum der Gesellschaft mit einem Schmerz, wie wenn er eine tiefe Wunde in der Brust hätte. Er hätte sich sträuben und wehren mögen, aber das durfte er nicht. Er fühlte, wie das Fluidum sich in ihn ganz ergoss, bis in die Fingerspitzen, und wie sein Eigenes immer matter wurde. Zuweilen war es, als ob ein Schwert in der Brustwunde ein wenig herausgezogen und dann wieder, wie in die Scheide, hineingestossen wurde. Niemand konnte sich wehren; jeder blickte mit entsetzlicher Angst auf die übrigen der Gesellschaft. Er wurde von einem furchtbaren Hass erfüllt gegen das Fremde, das in sein Ausgehöhltes hineinkam, und jedem Einzelnen erschienen alle Uebrigen in grauenhafter Vermummung: ihre Gesichter waren verzerrt zu blassen Larven, oder zu Aehnlichkeiten mit Tieren, und zu einer so scheusslichen Hässlichkeit, dass es

im Herzen weh that. Dann begann sich leise eine Angst von oben über die Gesellschaft zu legen, die ganz langsam immer tiefer hineindrang in die Einzelnen, bis es ihnen schien, dass sie nicht mehr atmen konnten. Sie hatten die Vorstellung, dass sie sich ganz zu blossem Rauch verflüchtigten.

Es war, als ob Dunkelheit leise nach der Mitte des Zimmers zusammenkam.

Die Fensterscheiben blitzten schwarz in das schweigende Zimmer.

Den Einzelnen war es, als ob sie dünner würden und als ob sie versänken, und der Hass stieg immer mehr in ihnen in die Höhe und drängte sich an die Lippen; aber sie konnten ja nicht reden, da sie nur Seelen waren, und deshalb verbreitete er sich wieder im ganzen der Seelen und drängte wieder nach aussen, wie Schweiss aus den Hauptporen dringt. Diese Energien begegneten sich im Zimmer und zwischen ihnen fand ein Kampf statt in dem Schweigen, indem diese feindlichen Energien mit ihrer ganzen Front gegeneinander drängten. Das war unsichtbar; auch für die Seelen, aber jeder wusste doch, was in der Mitte des Zimmers vorging und drückte sich scheu an die Wand, um nicht mit fortgerissen

zu werden in das Drängen und dann zerquetscht zu werden.

* * *

Der Mandarin, welchen der Magier sich ausgesucht hatte als Opfer, war ein noch ziemlich junger Mann. Er hatte, wie das in China üblich ist, auf Kosten eines Konsortiums studiert, welchem er sich zur Rückzahlung der vorgestreckten Gelder nach der Anstellung hatte verpflichten müssen. Da er nach einem glänzend bestandenen Examen sofort eine seht hohe Stellung bekommen hatte, so wurde es ihm nicht schwer, bald eine Frau aus guter Familie zu finden, deren Vater einverstanden war, nicht nur kein Geld von ihm zu verlangen, sondern sogar noch den Schwiegersohn von den Gläubigern auslöste.

Er bewohnte ein kleines, aber bis ins Geringste hinein geschmackvoll und zierlich ausgestattetes Haus, hinter dem sich ein sehr schöner Garten befand. Derselbe hatte ursprünglich mit dem Garten des Nebenhauses ein Ganzes gebildet und in der Mitte war ein mit bunten Glasstücken ausgelegtes Wasserbecken gewesen, in welchem Goldfische schwammen. Später hatte man durch eine Mauer

den Garten geteilt und über den Miniaturteich die Mauer in einem hohen Bogen hinweggeführt. Neben diesem Teich war eine Laube, in welcher der Mandarin oft neben seiner jungen und schönen Gemahlin sass, die zur Laute ein Lied eines alten Klassikers sang, während er gleichmütig mit seiner aus Holzkugeln und Jadestücken zusammengesetzten Mandarinenkette spielte und den Goldfischen zusah, welche langsam im Wasser dahinzogen. Ein Lotosbaum, dessen grosse, weisse Blüten in der Sonne dufteten, gewährte ihnen Schatten, und zuweilen fiel ein Goldkäfer aus einer Blüte herunter auf das Rosenholztischchen, das vor ihnen stand und zappelte mit den Beinen.

Einst sass die junge Gemahlin des Mandarins allein in der Laube und dachte daran, wie schön es wäre, wenn ihr Mann noch eine zweite Frau hätte, die gleichaltrig mit ihr sein müsste und eben so schön wäre; wie sie dann zusammen scherzen würden; und vielleicht hätte sie eine schöne Altstimme, und sie würden dann in dieser Laube sitzen und zweistimmige Lieder singen, während ihr Mann zuhörte und mit seiner Mandarinenkette spielte. Als sie so sass, erblickte sie in dem ganz stillen Wasser ihr

Bild, und sie beugte sich vor, es zu betrachten. Indem sah sie ein zweites Frauengesicht neben dem ihrigen; sie stiess einen leisen Schrei aus, dem hinter der Mauer ein gleicher antwortete, und fast zu gleicher Zeit schwebte ein Blütenblatt des Lotosbaumes in das Wasser, leise zitternde Kreise erregend, die sich verbreiterten und die Bilder undeutlich machten.

Auf der anderen Seite der Mauer war also offenbar gleichfalls eine Laube, in welcher, gleich ihr, ein weibliches Wesen sass. Nur ganz flüchtig hatte sie das Bild gesehen, aber das Gesicht hatte sie doch ans Herz gerührt.

Schnell eilte sie zu ihrem Gatten ins Bureau, um ihm ihr Erlebnis zu erzählen. Auch er fühlte ein eigenes Sehnen im Herzen und ging mit ihr hinaus. Sie aber ergriff ihre lange Laute, die mit Schildkrot und Gold eingelegt war und silberumsponnene Saiten hatte und sang ein Lied von Thu-Ju:

Das Wasser kräuselt sich,
Denn es ist eine Blüte hineingefallen,
Aber der ruhige Mond steht am Himmel.

In meinem Herzen ist Unruhe,
Aber meine Augen winken dem Geliebten zu.

„Du hast schön gesungen,“ sagte ihr Gatte. Und plötzlich hörten sie von drüben ein paar Akkorde einer Laute, und dann begann eine herrliche Altstimme zu erwidern:

Am hohen Himmel steht der ruhige Mond,
Und eine schmale Wolke zieht vor ihm vorbei.
Ein Rind im Stall klirrt leise im Schlaf mit seiner Kette,
Und ein Geist schwebt unhörbar über einem Lilienbeet.

Als der Gesang beendet war, erblickten beide wieder für einen kurzen Augenblick das fremde Gesicht im Wasserspiegel. Dann hörten sie nichts weiter und sahen nichts, trotzdem sie noch lange sassen und harrten.

Der Mandarin ging dann zu seinem Schwiegervater und erzählte ihm das Vorkommnis. Dieser erkundigte sich und fand, dass die Eltern des fremden Mädchens wohl geneigt seien, ihre Tochter seinem Schwiegersohn zu geben. Er lieh diesem das Geld, welches die Eltern verlangten, und nun war alles so weit, dass in den nächsten Tagen die Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden sollten.

Das war gerade die Zeit, wo der Schemen ankam. Plötzlich stand das abgeschnittene Haupt vor ihm. Er hielt sich immer in einer Entfernung von

drei Fuss, wich sofort zurück, wenn er auf ihn zuging, und folgte, wenn er wegging. Er hatte die gebrochenen Augen halb geschlossen, die schweissigen Haare waren an die bleiche Stirn angeklebt, um den dünnen Mund, zwischen dessen schmalen Lippen die blassrote Zunge zum Vorschein kam, lag ein Zug höhnischer Ergebung, und aus der Schnittfläche am Halse ragten die Röhren und Adern ein wenig heraus.

Natürlich merkt man in China in solchen Fällen an dem Gesichtsschnitt sofort die europäische Herkunft des Schemens, und sicherlich tragen solche Dinge nicht dazu bei, bei den Chinesen freundlichere Gesinnungen gegen uns Europäer zu erwecken.

Mit Hilfe eines Zauberers stellte der Mandarin bald die genaue Herkunft des Schemens fest. Er entschloss sich, die Summe, welche er als Morgengabe für seine Verlobte hatte verwenden wollen, für seine Befreiung und eine Reise nach Deutschland zu bestimmen. Geleitet durch die genauen Vorschriften des von ihm befragten Zauberers, kam er in der Stadt an und fuhr vom Bahnhof direkt nach der Wohnung seines Feindes. Begreiflicherweise erregte der Fremde grosses Aufsehen, und nicht nur die

Kinder, sondern auch Erwachsene versammelten sich neugierig vor dem Hause, welches er betreten hatte. Der Magier hatte ihn schon vorfahren sehen und war sofort zur Thür gestürzt, um diese zu verriegeln. Aber vor dem Schemen, der dem Fremden drei Fuss voraufzog, sprang die Thür sofort auf. Der Magier stand mitten im Zimmer und erwartete mit glühenden Blicken den Fremden.

Nur auf seinen Blick konnte er jetzt noch vertrauen. Er legte in ihn das Gebot, dass der Fremde ihm nicht näher kommen dürfe als zwei Meter; und er hatte wirklich die Kraft gehabt, das durchzusetzen. Der Chinese stürzte auf ihn zu, immer den abgeschnittenen Kopf vor sich; aber er konnte trotz aller Anstrengung nicht über die gewollte Grenze. Vergeblich umkreiste er ihn; der Magier drehte sich nur ruhig auf dem Absatz, ihn immer mit einem Blick fixierend. Sinnlos vor Wut zog der Chinese seinen Säbel und warf nach ihm; die Spitze quietschte, wie wenn sie auf Glas stosse, und der Säbel fiel machtlos zur Erde.

Aber während der Chinese den Magier so machtlos umkreiste, schwebte der Kopf, immer in gleicher Höhe, im engeren Kreis mit, etwa in der Mitte

zwischen beiden. Dem Magier war die Hinterseite zugewendet. Da er, als er ihn bildete, nur an das Gesicht gedacht hatte, so war diese Hinterseite nicht ausgearbeitet; es fehlten die Haare und die Hirnschale; er sah das blosse Gehirn, das sich würmelte, grau mit roten Blutäderchen; und da der Schnitt nach hinten in die Höhe geführt war, sah er die ganze Schnittfläche des Halses, blassrot, mit dunkelroten Pünktchen, und mit den hervortretenden Schlauchenden.

Der Chinese war blass geworden und hatte aufgehört zu schreien. Hartnäckig nur umkreiste er ihn, indem er ihm spähend in die Augen sah. Der Magier wusste, dass jener sich auf seine grössere Nervenkraft verliess und abwarten wollte, bis die Kraft seines Blickes erlahmte. Und er fühlte, dass jener wirklich die grössere Nervenkraft hatte. Schon musste er kämpfen, um die Ruhe in sich zu behalten; leise hob es sich in ihm immer von neuem, und er musste es immer wieder von neuem niederdrücken, während ihn der spähende Blick umkreiste und der Kopf mit dem würmelnden Gehirn. Er fühlte, dass er im Begriff war, die Unterscheidung der beiden spähenden Augen zu verlieren, dass sie sich in eine

hellgrau leuchtende Linie auseinanderzogen. Und dabei drang in das lautlose, dumpfe Zimmer von unten das Murmeln von vielen Menschen; er hörte Rufe der Kinder und dann die schnarrende Stimme eines Schutzmanns. Der Gedanke wollte in ihm auftauchen: „was bedeutet denn das?“ aber er musste ihn niederhalten, denn er durfte an nichts anderes denken, als an die zwei Meter Distanz. Und doch kamen jetzt allerhand thörichte Gedanken in ihm auf, die er nicht mehr zurückhalten konnte: „Ich habe noch nicht einmal Kaffee getrunken.“ „Wenn nun etwas von dem Gehirn auf die Erde fiele.“ Indem hörte er einen schweren Schritt auf der untersten Treppenstufe. Die Last fiel von seinem Herzen, aber in diesem Moment des Aufatmens hatte er seinen Willen erschlaffen lassen; der Chinese sprang auf ihn zu, umklammerte ihn mit seinen festen Armen, drehte ihn nun, und drängte ihn vorwärts, indem er von hinten in seine Fusstapfen trat. Vergeblich stemmte sich der Magier gegen das Drängen. Nachdem der Chinese seinen Zweck erreicht hatte, warf er ihn von sich, mitten ins Zimmer, und ging ruhig hinaus.

Der Schemen war nun an den Magier gebannt

und verliess ihn nicht. Der Magier wusste übrigens, dass alle Anstrengungen vergeblich waren. Es fragte sich nur, ob er ihn nicht irgendwie im Guten loswerden konnte.

Er setzte sich in seinen Stuhl und sprach mit ihm, direkt, ohne Worte. Der Schemen schwebte vor ihm und ihm war, als ob dieses Gesicht immer spöttischer aussah. Er stellte ihm vor, wie unvorteilhaft es für ihn sei, als blosser Kopf zu schweben, er wolle einen ganzen Menschen aus ihm machen. Er wolle ihm alsdann volle Bewegungsfreiheit geben. Er solle ganz unabhängig sein. Natürlich könne er ihm keine Seele verschaffen, aber an allem Uebrigen werde es ihm nicht fehlen. Und da sei er doch im Vorteil, denn von der Seele habe man ja schliesslich doch nur Scherereien.

Der Kopf erwiderte ihm, dass er wohl einsehe, die Vorschläge seien nicht ihm zu Liebe gemacht, sondern nur, weil der Magier ihn loswerden wolle. Das sei ihm aber einerlei, er nehme die Vorschläge an und werde schon aufpassen, dass der Magier ihn nicht betrüge.

Darauf begann der Magier wieder zu arbeiten. Er setzte sich im Stuhl so zurecht, dass er durch

nichts gestört wurde, und konzentrierte seinen Willen. Das war eine harte Thätigkeit, denn bei dem heftigen Abscheu, den er gegen den Kopf hatte, wünschte er ihm eine Vervollständigung an, die, ohne dass er es absichtlich gewollt hatte, abschreckend wirken musste. Der Kopf bestand aber auf ebenmässigen und schönen Gliedmassen, und so musste er wohl zehnmal seine Arbeit wieder ändern, ehe er zum elftenmal den Beifall des Kopfes fand. Ja, allmählich bildete sich bei diesem sogar eine richtige Eitelkeit heraus. Er verlangte eine grosse Figur, weil er wusste, dass er damit dem weiblichen Geschlecht imponieren konnte, und bei den Händen und Füssen mäkelte er so, dass der Magier ihm schliesslich grob erklären musste, auf weitere Abänderungen lasse er sich nicht ein. Der Hauptschmerz des Schemens war, dass der seiner Zeit vernachlässigte Hinterkopf durchaus nicht in Ordnung kommen wollte. Der rote Streifen um den Hals war ja schliesslich durch den Kragen zu verdecken, aber das blossliegende Gehirn musste durch eine Silberplatte bedeckt werden, auf welche eine Perücke gelegt wurde.

Nun fehlte nur noch das menschliche Leben,

und das war nur durch Blut zu erzielen. Der Schemen sträubte sich durchaus dagegen, Tierblut durch Transfusion in sich aufzunehmen. Auch der Vorschlag des Magiers, einige Kinder anzulocken und deren Blut überzuleiten, fand seine Billigung nicht, wie er sich denn überhaupt zu einer zwar etwas beschränkten und ganz nach aussen gerichteten, aber doch nicht geradezu bösartigen Person entwickelte. Zuletzt musste der Magier sich dazu verstehen, das Blut zur Transfusion von sich zu nehmen. Er verband seinen Arm mit dem des Schemens durch den Apparat und liess so viel Blut überströmen, wie er glaubte, ohne grosse Gefahr entbehren zu können. Dann lebte er eine Woche sehr diät, ass viel blutbildende Stoffe, wie namentlich frischen Spinat, und wenn er sich genügend gekräftigt glaubte, nahm er die Operation von neuem vor.

In vier Absätzen erreichten es die Beiden dann schliesslich, dass der Schemen das menschliche Leben in sich bekam.

Der Schemen hatte jetzt alles Unheimliche verloren. Er sah wohl zuerst noch etwas blass und mager aus, aber da er einen sehr guten Appetit entwickelte, so verschwand diese Krankhaftigkeit des

Aeusseren sehr schnell. Er scheitelte sich das Haar in der Mitte, ging nie anders als im Smoking, und trug eine grosse Silbermünze an der Uhrkette. Dem Aussehen nach war er ein Mensch im Anfang der Zwanziger. Er war von dem Magier, den er „Vater" nannte, fortgezogen und besuchte ihn nur dann und wann, um Geld von ihm zu holen.

Er verbrauchte viel, da er ein guter Kamerad war und ein recht lustiges Leben führte. Dem Magier standen zwar grosse Geldquellen durch seine Kunst zur Verfügung, indessen waren ihm die beständigen Anzapfungen doch unangenehm, zumal er trotz allem ein geheimes Grauen bei dem jedesmaligen Anblick seines sogenannten Sohnes nicht unterdrücken konnte. Er schlug ihm daher vor, er wolle ihn mit einer grösseren Summe für immer abfinden, deren Zinsen ihm ein auskömmliches Leben sicherten, und damit er solid werde, solle er sich verheiraten.

Der Sohn war mit beidem einverstanden und eröffnete seinem Vater, dass er noch aus der Zeit her, wo er als abgeschnittener Kopf in China weilte, eine Zuneigung zu eben der Braut des unglücklichen Mandarins gefasst habe. Da der Mandarin den Kauf-

preis für die Eltern auf die Reise verwendet habe, so sei sie vielleicht noch unverheiratet, und er möchte deshalb gern nach China zurück, um zu sehen, wie diese Sachen stünden.

Der Vater war einverstanden und entliess ihn.

* * *

In China standen die Dinge genau so, wie der Schemen sich gedacht hatte. Da er das Geld nicht zu sparen brauchte, so machte er sich bald die Eltern des Mädchens willig und verheiratete sich mit seiner Geliebten.

Er sass nun mit ihr an den sonnigen Frühlingstagen in der Laube neben der alten Mauer, wo das mit buntem Glas ausgelegte Goldfischbassin war. Die Goldfische schwammen ruhig hintereinander im Kreise herum, nur zuweilen zuckte einer mit dem Schwanze und schoss zur Seite und die anderen folgten dann. Seine Frau spielte auf einer langen Laute, die mit Schildkrot und Gold ausgelegt war und silberumsponnene Saiten hatte, und sang ein Lied eines alten Klassikers und sah ihn dabei zärtlich an; er aber rauchte eine Cigarre und trommelte mit den Fingern auf dem Sandelholztisch.

Zuweilen, wenn ihm recht warm wurde, nahm er die Perücke und die silberne Platte ab, um sich das Gehirn abzukühlen. Seine junge Frau wunderte sich zwar darüber, aber da sie aus einem sehr guten Hause stammte, war sie zu wohlerzogen, um ihn zu fragen, wie das zusammenhing. Endlich aber liess die Neugier ihr keine Ruhe und sie fragte ihn. Der Schemen berichtete ihr ganz harmlos seine Geschichte und verschwieg ihr auch nicht, dass er keine Seele habe. Natürlich erzählte die junge Frau die Geschichte weiter, und so wurde das Abenteuer bald in der ganzen Gegend bekannt.

Der Mandarin hatte sich, nachdem er aus Europa zurückgekehrt war, trauernd in sein Haus zurückgezogen. Er besorgte seine Bureaugeschäfte, setzte sich auch wohl noch in die Laube neben seine Frau vor den Goldfischteich, aber eine Freude hatte er weder an seiner Thätigkeit, noch an den Jadeknöpfen seiner Mandarinenkette, noch an der Schönheit seines Weibes und ihrem Gesang. Als dann gar die Verheiratung seiner Geliebten bekannt wurde und er im Spiegel des Wassers die Beiden eng zusammengeschmiegt erblickte, wie ein blühender Zweig über ihren Gesichtern hing, und als er dann die Lieder

von drüben hörte, magerte er von Tag zu Tage ab und sah sich zuletzt gar nicht mehr ähnlich.

Er hörte, wie zwei Freunde sich über ihn unterhielten, und wie der eine bedauernd sprach: „Er ist nur noch Seele.“ Das durchzuckte ihn, er sah an sich nieder, wirklich, von Körper war fast nichts mehr an ihm, das sich der Mühe lohnte; und sollte er nicht nunmehr das Ziel seiner Wünsche erreichen?

Er suchte seinen Nachbar auf. Dieser machte die gewöhnlichen Begrüssungsformen, wenn sich zwei alte Bekannte treffen; er erkundigte sich dann, wie es ihm nach ihrer Trennung ergangen sei, und schliesslich erklärte der Mandarin seinen Vorschlag. Dieser bestand darin, dass der Schemen ihn als Seele annehmen solle. Ihm sei das jetzige Leben ohnehin zuwider. Er wolle keinerlei Vergütung haben, sondern trete ihm sogar noch, als seinem Erben, seinen ganzen Besitz ab, auch seine Frau.

Dem Schemen schien das Anerbieten so vorteilhaft, dass er misstrauisch ward. Allein so sehr er sich auch die Sache überlegte, er fand keinen Grund, es abzulehnen. Man kann sich ja denken, dass jemand, der noch nie eine Seele gehabt hat, keine rechte Vorstellung davon hat, was das bedeutet, wenn

er einfach einen Fremden als Seele in sich aufnimmt. Die beiden gingen demgemäss zum Notar und machten die Sache urkundlich fest.

Am bestimmten Termin kam dann der Mandarin, übergab ihm sämtliche Papiere, warf seine Kleider ab und schlüpfte durch den Mund in ihn hinein.

Es fiel dem Schemen auf, dass er zunächst keine besondere Wirkung verspürte. Er merkte wohl, wie der Mandarin sich in ihm ausbreitete, sich die bequemste Lage in seinem Innern aussuchte, und ihn dann mit sich durchströmte, aber nach etwa einer Viertelstunde war das alles in Ordnung. Er hatte sich das eigentlich viel schöner vorgestellt eine Seele zu haben, und war recht enttäuscht.

Aber in der Folge sollte sich etwas herausstellen, woran er vorher nicht gedacht hatte.

Wenn er zwischen seinen beiden Frauen sass, so merkte er deutlich, dass er selbst, der doch eigentlich nur Körper war, gar kein Vergnügen hatte, sondern nur seine Seele. Er war durchaus nicht neidisch darüber, aber ein wenig ärgerte ihn das doch. Das wäre ja nun nicht so schlimm gewesen, wenn nicht die eifersüchtige Seele den Körper abgehalten hätte, nun seinerseits auch sich mit den beiden

Frauen zu vergnügen. Jedesmal, wenn er den Arm um die eine oder andere schlang um sie zu küssen, fühlte er sich innerlich mit aller Kraft zurückgehalten; das war der Mandarin, der dem Fremden den Genuss nicht gönnte. Er wurde gezwungen still zu sitzen und ihnen in die Augen zu sehen. Das Höchste, was er wagen durfte, war, ihre Hand zu berühren, und er fühlte dann deutlich, wie seine Seele in die Fingerspitzen kroch, um auch ja diesen Genuss wenigstens zu teilen. Er war ein recht gutmütiger Mensch, aber die Chikanen machten ihn doch ärgerlich. Natürlich versuchte er, die Seele wieder loszuwerden, aber der eifersüchtige Mandarin liess sich nicht austreiben. Allmählich wurden auch die Frauen seiner nur seelischen Liebe überdrüssig; die frühere Frau des Mandarins dachte oft mit Seufzen, wie viel schöner sie doch früher gelebt hatte, und seine ursprüngliche Frau, welche ihn doch vorher ganz anders gekannt hatte, suchte durch allerhand Schmeicheleien und Liebkosungen ein Verhältnis herzustellen, wie sonst, zu seiner grossen Qual, denn sobald sie sich ihm derartig näherte, gebärdete der Mandarin in ihm sich wie unsinnig.

Er sah ein, dass er schmählich betrogen war von

dem schlauen Chinesen, und in seiner Herzensangst fiel ihm sein Vater ein, ob ihm der nicht helfen könne.

Der Magier amüsierte sich sehr über die Erklärung seines Sohnes. Natürlich hatte der Mandarin sie mit angehört, und es war ausgeschlossen, dass die beiden unter den gewöhnlichen Verhältnissen ihr Komplott machten; alsdann erfuhr der Mandarin ja alles. Der Magier wartete also eine schöne Mondscheinnacht ab, wo die Seelen auf den Dächern zu spazieren pflegen, um sich auszulüften und die Glieder zu dehnen. Er traf es auch wirklich, dass er seinen Sohn ohne seine Seele fand, und verabredete sich mit ihm.

Am nächsten Tage erzählte er wie zufällig, dass er zur Zusammenkunft gehe, und dass diesmal zwei fremde Damen da seien, nämlich seine und seiner Seele Frauen, welche während seiner langen Abwesenheit sich der Schwarzkunst ergeben hätten, um doch wenigstens etwas Vergnügen vom Leben zu haben. Der Mandarin war zwar fest überzeugt, dass der Magier jedes Wort gelogen habe, aber trotzdem war seine Eifersucht so gross, dass er den Schemen zwang, seinen Vater zu bitten, seine Seele mitzunehmen. Es machte das keine weiteren Umstände,

da sie ja schon locker war; passende Kleidungsstücke fanden sich auch bald, und so machte sich denn die Seele des Magiers mit dem Mandarinen auf den Weg, während ihre beiden Körper im Zimmer blieben.

Im Konvent sassen die Seelen und richteten; aber in ihrem Herzen waren sie Schalksnarren. Sie führten mit ernsten Gesichtern den Mandarin mitten in das Zimmer und hiessen ihn dort stehen mit herabhängenden Armen. Dann lenkten alle ihre Blicke auf ihn, in denen die Leidenschaften waren, die ihn geschäftig durchlöcherten. Er dachte an die reine Stirn seiner Frau und an ein wogendes Kornfeld, an einen Sturm im Walde, der einen Baumast knarrend abriss und mitten auf den Weg warf, und an den ersten Schnee, der in grossen Flocken sich auf grünes Gras legte; an das Funkeln des gelben Weines in einem geschliffenen Glase, und an eine weite, weite Steppe, in der ein Tartarengrabmal war. Die Seelen jauchzten mit stummem Mund, weil sie heute sich nicht gegenseitig quälten, sondern ihren Hass vereinigten auf einen Fremden. Es war ihm, als wenn ihm der Boden unter den Füssen weggezogen werde, und die Stube mit den Seelen an den Wänden sich weit ausdehne, ins Dunkle. Es war ihm, als wenn

er allein schwebe in der Luft, die dunkel und weich war. In ihm war ein Schmerz, den er nicht verstand, und der ihm Freude bereitete. Er hatte auch einen grossen Stolz: „Ja, nun schwebe ich,“ dachte er, „nun fliege ich, nun schwimme ich in der Ewigkeit.“ Die Ewigkeit aber hatte ein uraltes Aussehen, so dass es einem leid thun konnte.

Er wusste aber, dass an den Wänden herum die feindlichen Seelen sassen, die ihn vergifteten mit den Leidenschaften, welche ihn durchlöcherten. Aber das gefiel ihm, denn er hatte es doch vorher gewusst, dass er seine beiden Frauen hier nicht treffen werde. Seine beiden Frauen sassen in Liebe zusammen an einem Goldfischteich und spielten auf langen Lauten, die mit Schildkrot und Gold ausgelegt waren und silberumsponnene Saiten hatten, und sangen ein Lied eines alten Klassikers. Er aber schwebte, er flog und schwamm in der Ewigkeit.

Die Seelen glühten auf an den Wänden in Weissglut und das Zimmer verengerte sich. Der Hass legte sich um seinen Kopf, wie ein weiches, reines Seidentuch, das sehr kühl war, und um seine Brust wand sich etwas, das ihm Schmerzen machte im Herzen, weil es ihn zusammendrückte, ganz lang-

sam. Und auch der Hass drückte immer stärker und kältete in ihn hinein. Er wusste, dass er schmäler und schmäler wurde von den Hüften aufwärts, aber das beunruhigte ihn, dass er um die Hüften so breit blieb. Da bemerkte er, wie auch die untere Hälfte seines Körpers immer dünner wurde. Ja, der Hass war eigentlich ein stählerner Ring, der auf chemische Weise entsetzlich kalt gemacht war.

Und die Angst stieg nun vom Herzen in die Höhe. Langsam fühlte er sie höher kommen. Er wusste, wenn sie im Kopf war, dann war er wie besinnungslos und konnte nichts mehr denken. Er dachte an eine dunkle Nacht und das erleuchtete Fenster eines Häuschens in der dunklen Nacht. Das Entsetzen würmelte um ihn, wie wenn das Gehirn des Schemens ausgeschüttet wäre in die Luft. Das wollte ihn alles ankriechen. Aber er war doch noch nicht begraben, dass die Würmer eine Berechtigung hätten auf ihn! Nein, er war ja doch überhaupt ein Mensch, und die anderen waren nur Seelen. Er hatte ja doch bloss als Seele gedient, aber damit hatte er doch nicht seine menschlichen Rechte aufgegeben! Die Seelen hatten doch keine Macht über ihn, weil sie immateriell waren, er aber war materiell!

Aber das glühendkalte Eisen zog sich langsam immer enger, die Angst kroch mit widerlicher Langsamkeit immer höher, und er hob sich auf die Zehenspitzen.

Und trotzdem er ein Mensch war und keine blosse Seele, ergriff man ihn, nachdem er dünn genug geworden war, und steckte ihn in eine Flasche mit denaturiertem Spiritus und einem Glasstöpsel. Dann gab man ihn an den Vorsitzenden der Versammlung, der ihn in seinem Mineralienkabinet aufhob.

Der Schemen aber reiste fröhlich nach China zurück. Zwar spürte er noch eine Zeit lang ein Jucken an der Stelle, wo die Seele gesessen hatte, aber das gab sich dann bald. Er lebte noch lange Jahre mit seinen beiden Frauen, von denen er viele Kinder bekam.

DIE BEIDEN PILGER.

Eine Felswand fiel mehrere Hundert Fuss steil ab wie eine Mauer. Ungefähr in ihrer Mitte führte ein schmaler Pfad, gerade breit genug für eine einzige Person. Er war fast ganz in den Felsen hineingehauen, und nur selten benutzte er einen schmalen natürlichen Vorsprung.

Das Gestein war nackt und braun. Aber zuweilen hing eine dünne Brombeerranke nieder und streifte den Hut des Wanderers. Diese Felsenwand zog sich wohl zwei Stunden weit hin. An ihrem Fuss dehnte sich ein Thal aus, das lachte. Da waren weite hellgrüne Wiesenflächen, zwischen denen sich der silberne Strom hinzog, und geradlinige Aecker, die braun oder goldgelb waren; und ganz weithin erhob sich schroff eine zweite Wand gegen den

dunkelblau leuchtenden Himmel; auch sie war nackt und braun, und nur oben war ein ganz dünner dunkler Strich gegen den Himmel. Das war der Wald. In der Mitte des Thals, an dem Strom, lag das Kloster, das aus braunen Steinen gebaut war und in dem Glocken läuteten.

Der Felsenweg durfte nur abwechselnd den einen und den andern Tag von der einen und der andern Seite begangen werden, damit sich nicht zwei Wanderer mitten auf ihm trafen; denn weil er zu schmal war, konnte keiner an dem anderen vorbei; und es war auch nicht möglich, auf ihm umzukehren.

Nun gingen eines Tages gleichzeitig zwei Pilgersleute von den entgegengesetzten Seiten auf den Weg. Jeder trug einen Muschelhut, einen braunen Mantel und Sandalen; in der Hand hielt jeder einen mit Eisen beschlagenen Pilgerstab. In der Mitte des Weges trafen sie einander. Da hing eine blühende Ranke herab, um die Bienen summten. Die Pilger blickten einander ins Auge, und es fand sich, dass sie sich gleich sahen wie Zwillinge. Sie versanken in gegenseitige Betrachtung. Die Sonne stand in der Mitte des blauen Himmelsbogens, und es blitzte viel in dem Fluss unten. Während sie einander ins

Auge blickten, bemerkte jeder, dass der andere immer dieselbe Bewegung machte wie er selbst, als ob der eine immer des anderen Spiegelbild sei... Und plötzlich wussten sie auch, dass jeder vom anderen alles wusste und dass das genau dasselbe war, was sie beide in sich hatten, und was ihnen früher geschehen war. Da wurde es jedem klar, dass der andere er selbst sei; und sie gingen mit zitternden Knieen aufeinander zu; aber in einer Spanne Entfernung blieben sie dann wieder stehen, denn jeder spürte deutlich, dass der andere genau ein wirklicher anderer war.

Zwischen ihnen hing die Brombeerranke; und ihre Blüten und zackigen Blätter zeichneten sich als Schatten auf der Wand ab.

Sie schwiegen lange und sahen einander traumverloren ins Gesicht. Und nach einer langen Weile tönte ganz dünn von unten herauf das Läuten der Klosterglocken; ihre Lippen bewegten sich leise zum Gebet, während sie eng, mit herabhängendem Arm, an die steile Wand gepresst standen. Ein dünner Rauch, durchsichtig blau, kräuselte sich vom Kloster in die Luft.

Sie dachten auch, wie es wäre, wenn sie durch

die Luft hindurchschritten, wie auf einer krystallenen Brücke, über das Thal mit dem Fluss, den Aeckern, dem Kloster, zum jenseitigen Gebirge.

Das aber quälte doch jeden am meisten: ob der andere wirklich er selbst sei oder wirklich ein anderer; und wenn er er selbst, was er denn dann sei? Jeder wusste: sie waren gestern Abend bei frommen Leuten eingekehrt, und dann waren sie heute früh mit einem Segensspruch weiter gewandert; er und der andere, sie waren viele Monate gepilgert; sie hatten am Heiligen Grabe gekniet. Aber damals war es doch nur einer gewesen, der andere war noch nicht da; und wie war denn das möglich, dass er ihn nicht hätte bemerken sollen?

Da hörten sie hinter sich ein leises, vorsichtiges Tappen, wie von Sandalen, und dann eine freundliche Stimme, die sprach: „Geh weiter, Brüderlein, geh vorwärts, Brüderlein." Hinter jedem von beiden stand wiederum ein Pilgersmann, der genau so aussah wie sie: in Muschelhut und braunem Mantel und Sandalen und mit langem, grauen Bart. Als alle vier einander erblickten, glitt das Entsetzen über ihr Gesicht.

Und dann kamen weitere Pilger; und sie hörten

wieder die Worte: „Geh weiter, Brüderlein, geh vorwärts, Brüderlein,“ — und es durchschauerte sie, während die freundliche Sonne vom Himmel lachte, und unten geradlinige Felder lagen. Immer mehr Pilger kamen von beiden Seiten: „Brüderlein, Brüderlein“ wurde von hellen, freundlichen Stimmen gerufen; und sonst war kein Laut in der klaren Luft... Kein Laut war in der klaren Luft.

Später erhob sich dann ein Murmeln, leise. Und es wurde überlegt. Dann wurde gegangen, auf einer krystallenen Brücke, die sich in einem hohen Bogen über das Thal mit dem blitzenden Fluss spannte. Viele Pilger gingen auf der krystallenen Brücke, Pilger mit grauen Bärten, Pilger, die vorsichtig ihre Füsse setzten, um den Krystall nicht zu beschädigen. Einer dieser Pilger wagte lange nicht, seinen Fuss auf den Krystall zu setzen. Als der Letzte des Zuges schon weit hinaus war, fasste er sich endlich Mut; dabei hatte er aber ein trauriges Gefühl über die Bienen, die summten. Und dann kam das Thal so schnell zu ihm in die Höhe, und die Felswand wurde neben ihm hochgerissen, dass er die Augen schloss, denn er meinte, er läge im Traum; und da er einen linden Schmerz im Herzen fühlte, freute

er sich auf das fröhliche Erwachen auf einer Lagerstatt von duftendem Heu, wo unten mit Geräten gerasselt wurde.

Aber als er die Augen öffnete, war das Thal zu ihm heraufgekommen; nur die krystallene Brücke mit den übrigen Pilgersleuten schwebte hoch über ihm. Sie blitzte so stark, dass er es mit den Augen nicht aushalten konnte. Er selbst stand mit seinen Sandalen in einer blumigen Au und neben ihm war ein Ordensbruder in weissem Kleide. Dieser fasste ihn bei der Hand und sagte in freundlichem Tone: „Komm mit, Brüderlein," und während er hinaufwies zu der krystallenen Brücke mit den vielen Pilgersleuten, sagte er: „Sie kommen an, ja, sie kommen an." Er führte ihn in das Kloster, wo auf dem Hof, von dem mit Säulen geschmückten Kreuzgang umschlossen, viele Rosen blühten und Schmetterlinge flogen. Und auch der Pilger dachte: „Sie kommen an, ja, sie kommen an."

Und als er dann an der Abendtafel sass, neben dem Abt, der einen grossen Ring mit einem köstlichen Stein trug, und an der Tafel die weiss gekleideten Brüder sassen, da erzählte er von seiner Pilgerfahrt, und wie es in Jerusalem gewesen sei.

Und er war auch auf dem Libanon gewesen und hatte die Cedern Salomonis gesehen. Das waren hohe Bäume mit breiten Aesten ganz oben, unter denen es schweigsam war.

DIE SONDERBARE STADT.

Unmittelbar nach dem Kriege mit Japan hatte die Chinese Railroad Company von der chinesischen Regierung die Erlaubnis bekommen, zum Zweck eines vorläufigen Kostenanschlages und schätzungsweiser Rentabilitätsberechnungen oberflächliche Vermessungen für eine Eisenbahnlinie von Canton bis Ya-Tscheu-Fu zu veranstalten. Man wusste zwar, dass die Regierung einem wirklichen Eisenbahnbau doch noch Hindernisse in den Weg legen werde, hoffte die aber durch Bestechungen und dergleichen hinwegräumen zu können, falls sich, was die vorläufigen Erkundigungen erst feststellen sollten, der Bau überhaupt entsprechend lohnen würde. Nach den chinesischen Angaben hätte die Bahn weite Strecken unbewohnten und unbewohn-

baren Gebietes zu durchkreuzen gehabt, das nie einen Verkehr liefern würde. Das musste die Rentabilität natürlich stark herabdrücken.

Die Aufgabe der Expedition beschränkte sich demgemäss nicht auf rein technische Arbeiten, sondern die Gesellschaft wünschte auch eine Art wirtschaftlichen Gutachtens zu erhalten. Es waren daher den Ingenieuren noch eine Anzahl anderer Personen beigegeben, die man in diesen Dingen für kompetent hielt.

Bis zur Grenze des bewohnten Gebietes hatten sich die chinesischen Karten als leidlich zuverlässig erwiesen; auf äusserste Exaktheit kam es zunächst noch nicht an. Nach etwa sechswöchigem Marsch war jedoch die Grenze erreicht, bis zu der die mitgebrachten Kartenwerke Angaben enthielten. Schon seit einigen Tagen hatte man am Horizont eine sich weithin dehnende Erhebung gesehen. Sie zog sich in ununterbrochener Linie hin, wie es schien von NNO sanft aufsteigend und in SW schroff, fast senkrecht abfallend. Beim Näherkommen entdeckte man, dass ein dichter Wald den Fuss des Gebirges von dem umgebenden Land schied. Die Bewohner der letzten Dörfer, auf welche man traf, und die

einen seltsam altertümlichen Dialekt sprachen, erklärten, dass ein Weg nicht vorhanden sei; nur ein schmaler Steig von der Breite, dass ein mit Holz beladener Esel passieren konnte, führte in das Dickicht. Nach etwa halbtägigem Vorwärtsdringen verlor sich auch dieser, und es galt nun, durch die mitgebrachten Arbeiter einen Weg nach dem Kompass schlagen zu lassen.

Etwa fünf Tage lang rückte der Zug langsam durch den dichten Wald vor. Durch das Fernrohr hatte man von einem hohen Baum bereits gesehen, dass das Gebirge gänzlich vegetationslos war. Am Morgen des sechsten Tages kam man aus dem Wald heraus, der wie abgeschnitten vor der schroffen Erhebung aufhörte, welche in einem Winkel von fast 45° vor ihm aufstieg.

Das Gestein war dem Anschein nach eine Art Obsidian. Es wies gewöhnlich mehrere Meter grosse, spiegelglatte Flächen auf, die meistens dunkelgrau bis dunkelbraun waren, zuweilen von helleren Flammen durchzogen; die Brüche, die offenbar bei der Erstarrung der einst feuerflüssigen Masse entstanden waren, zeigten messerscharfe Kanten, wie sie zersplittertes Glas hat; in diesen Brüchen stand

die Masse einen bis zwei Finger breit auseinander. Von irgend einer Vegetation war, wie schon erwähnt, keine Spur. Die äussersten Bäume des Waldes hatten bis unten hin reichende Zweige, die sich in geschwungenen Bogen niederneigten; zwischen ihren letzten Blättern stieg der blanke Glasberg auf. Es war klar, dass, wenn die Sonne erst den Kamm des Gebirges überschritten hatte und ihre Strahlen auf das Gestein fielen, kein Mensch den Anblick ertragen konnte. Und selbst wenn man die Augen schützte, so schien doch keine Möglichkeit, diese Höhe zu erreichen, da der glatte Stein bei der Steilheit des Anstieges jedes Haften des Fusses unmöglich machte. Man hätte vielleicht mit unendlicher Mühe Stufen bis oben hin schlagen lassen können: aber das Gestein löste sich bei dem Versuche der Bearbeitung in grossen, muschelförmigen Halbkreisen los, und durch die entstandenen scharfen Splitter wurde der Weg nur noch gefährlicher.

Einer der herumsuchenden Arbeiter brachte die Scherben einer grünlichen Porzellankanne an, die er am Fusse des Berges frei liegend gefunden hatte. Der Drachenstempel bewies, dass es Porzellan der kaiserlichen Hofhaltung war, und nach der ganzen

Arbeit mussten es die Ueberbleibsel eines uralten Stückes sein, vielleicht aus der Zeit der Tschudynastie, die vor fünftausend Jahren blühte. Trotzdem die Kanne sich aus den Scherben nicht völlig ergänzen liess — es fehlte ein Stück von etwa Thalergrösse am oberen Rande — packte man den Fund doch sorgfältig ein, da Porzellane von derartigem Alter immer sehr wertvoll sind.

Der Leiter der Expedition hatte bald die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit jeder Bemühung an dieser Stelle gewonnen. Kurz entschlossen befahl er, nach rechts weiter einen Pfad durch das dichte Gehölz zu schlagen, parallel dem Bergzug, um hier einen leichteren Aufstieg zu gewinnen; denn auf dieser Seite hatte man ja das Gebirge von weitem abfallen sehen. Zwei Teilnehmer der Expedition, ein Ingenieur Richardson und ein Herr Garret, welche die Meinung hatten, dass man zur Linken sehr bald einen bequemeren Aufstieg finden werde, trennten sich von den Uebrigen, die ja nicht zu verfehlen waren und schnell wieder eingeholt werden konnten, da sie sich den Weg immer mit Aexten und Messern bahnen mussten. Die Beiden hatten nämlich bemerkt, dass trotz des aus der Ferne be-

merkten Ansteigens zur Linken, doch der Erhebungswinkel abfiel, und schlossen, dass die Erstarrung des vulkanischen Gesteins wahrscheinlich ungleichmässig vor sich gegangen sei und dass sich dadurch steile Falten gebildet haben, auf deren eine sie unglücklicherweise gerade gestossen sein würden, und zwischen denen dann natürlich flachere Stellen vorhanden sein müssten. Da sie keine Tiere mitführten, konnten sie sich einfach am Saum des Waldes entlang bewegen, ohne sich einen Weg durch das Dickicht bahnen zu müssen. Sie versahen sich jeder mit einer Flinte und Patronen, sowie mit einem grossen und starken, im Griff mit Blei eingelegten Messer, das dazu dient, den Weg im Urwald frei zu machen und noch armdicke Lianen durchschlägt: dann bestimmten sie ein paar Leute, die einige Lebensmittel zu tragen hatten, und darauf machten sie sich auf den Weg.

Nach etwa halbstündigem Klettern zwischen den Zweigen und auf der schiefen Spiegelfläche hatte man in der That eine Senkung erreicht, von wo der Aufstieg wenigstens nicht geradezu unmöglich schien. Die beiden Europäer entledigten sich der Stiefel, um besser auf dem glatten Boden haften zu

können, und stiegen vorsichtig, um die Splitter und Sprünge zu vermeiden, nach oben. — In kaum zwei Stunden hatten sie die Höhe erreicht. Die Sonne, die bis jetzt hinter dem Berge gestanden hatte, erweckte auf dem Plateau ein derartiges Leuchten und Flimmern, dass alle sofort die Augen schliessen mussten. Zum Glück trugen die Europäer beide Pincenez. Sie schwärzten mit Hilfe angesteckter Streichhölzer die Gläser mit Russ und konnten nun alles betrachten. Die Träger wurden zurückgeschickt; Richardson gab ihnen ein Billet an den Chef mit, der diesem das Gelingen ihres Versuches mitteilte.

Es fiel beiden auf, dass sowohl sie wie die Diener flüsternd sprachen infolge der lautlosen Stille um sie. Bis die übrige Expedition ankam, hatten sie genügend Zeit, sich umzusehen; mindestens fünf Stunden hatten sie vor sich. — Von ihrem Standpunkt aus konnten sie weit in das gänzlich ebene Land hinausblicken. Vor ihnen dehnte sich zunächst das einförmige Grün des Waldes aus, ununterbrochen, wie ein Moosteppich. Dann sahen sie das angebaute Land mit seinen geradlinigen Abteilungen; eine grosse Menge Dörfer mit grünem

Gebüsch; ganz weit hinten am Horizont konnten sie noch einen Strom entdecken, den Pi-li, den sie vor zehn Tagen überschritten hatten; in der Luftlinie betrug die Entfernung höchstens vier Tagereisen. — Der Boden des Hochplateaus war von derselben glasartigen Masse gebildet wie der Abhang. Jedoch hatte sie hier ein krystallisches Gefüge. Sie spaltete sich in rechteckige Platten von meistens etwa einem Meter Länge und ein halb Meter Breite, deren Dicke nie über fünf Centimeter betrug. Den beiden Ingenieuren war es sofort klar, dass man hier ein vortreffliches Material für alle möglichen Bauzwecke besass. Falls die Bahn zu stande kam, konnte man die Platten bis zum Pi-li per Axe befördern und sie bei der billigen Wasserfracht selbst bis Canton mit Nutzen schicken. Auch hier zeigte sich ihnen wieder, welche ungeahnten Reichtümer die modernen Verkehrsmittel in den scheinbar aussichtslosesten Gegenden zu entwickeln vermögen.

Das Plateau dehnte sich offenbar viele Stunden weit aus und war überall mit den Platten bedeckt, die oft über einander geschoben und zerbrochen waren. Die Beiden orientierten sich zunächst sorgfältig nach dem Kompass und gingen dann, vor-

sichtig wegen der Glassplitter, eine Strecke gerade aus. Sie waren beide Leute von starken Nerven, die vor allem immer an technische und geschäftliche Dinge dachten; trotzdem fühlten sie sich irritiert durch diesen gänzlichen Mangel an Leben und Bewegung und die lautlose Stille auf dem unabsehbaren Trümmerfeld. Sie sprachen nicht und traten leise auf. Als der voranschreitende Richardson einmal an einen der halbmondförmig gekrümmten, haarscharfen Splitter stiess und dieser einen dünnen, verzitternen Klang von sich gab, erschraken beide so, dass sie bebten. Sie lachten natürlich über diese nervöse Stimmung, zu der ja auch wohl die brennende Hitze mit beitragen mochte.

Nach etwa halbstündigem Wandern hatten sie plötzlich einen Anblick, der sie überraschte, da sie die Augen immer ängstlich auf den Boden vor sich gerichtet gehabt hatten. Eine fast kreisrunde Vertiefung von vielleicht einer halben Meile Durchmesser war dicht vor ihren Füssen. Die Glasfelsen fielen zu allen Seiten glatt ab in eine Tiefe, die doch wohl an hundert Meter betragen mochte. Da die Sonne noch reichlich schräg stand, so lag etwa die Hälfte des Kessels im Schatten, die andere Hälfte

im Sonnenglanz. Unten war offenbar das Gestein künstlich geordnet zu Häusern und Strassen. Ein Marktplatz war deutlich zu erkennen mit einem grösseren Gebäude. Aber auch hier war alles leblos und unbeweglich.

Garret versuchte zu lachen, allein es kam ein ganz sonderbarer Ton aus seiner Kehle. Richardson kehrte sich um, sah ihn mit durchdringendem Blick an, und ging dann vorauf zu der Mündung eines schmalen Fusssteiges von etwa drei Fuss Breite, der in Windungen in die Tiefe führte. — Sie stiegen schweigend abwärts. Die Häuser waren aus den Platten zusammengesetzt, wie es schien, ohne Verwendung eines anderen Materials. Sie erhoben sich zu etwa doppelter Mannshöhe mit Dächern von einer derartigen Winkelstellung, dass sich die Platten durch ihre eigene Schwere hielten. Für die Fenster waren in unregelmässigen Zwischenräumen handbreite Ritzen gelassen. Auch die Thüren waren aus den Platten hergestellt. Sie hatten oben und unten herausgeschlagene und geschliffene Zapfen, die sich in runden Löchern der oberen und unteren Schwelle bewegten. Es würde die beiden interessiert haben, zu wissen, welches Material verwendet

war, diese Zapfen auszuschleifen, denn der Stein war ja härter wie Stahl.

Sie stiessen die Thür des ersten Hauses auf. Sie bewegte sich leicht und geräuschlos. Der innere Raum war ziemlich hell und ganz leer; an der Erde lagen einige kleinere Bronzestücke, deren Bedeutung ihnen nicht klar wurde. — Genau so fanden sie es in den zwei oder drei nächsten Häusern, die sie öffneten. Sie gingen dann mit leisen Schritten, fast gleitend auf dem glatten Boden, in den engen, aber schnurgeraden Strassen vorwärts und traten erst wieder in ein Haus, dass grösser war als die bisherigen. Auch hier sahen sie wieder nur einen einzigen Raum innen. Am Boden lag ein grosser Edelstein, zwei grosse goldene Ringe, wie sie in den Ohren getragen sein mochten, ein goldenes Halsband, drei Spangen für den linken Arm, ein Gürtelschloss, und zwei Beinspangen für jedes Bein; das alles in so deutlicher Ordnung, dass man sah, hier hatte ein mit diesem Schmuck bekleideter Mensch gelegen, der gänzlich aufgelöst war, mit seinem Fleisch, seinen Haaren, seinen Knochen und seinen Gewändern. Nur die unzerstörbaren Metallstücke und Steine waren übrig geblieben. Es fiel den beiden

ein, dass die rätselhaften Bronzeteile in den anderen Häusern von allerlei aufgelöstem Gerät herrühren mussten.

Dass dieser Mensch hier gestorben war, war vermutlich doch mindestens so lange her, wie die Scherben der Porzellankanne andeuteten. Es fiel Garret ein, dass wahrscheinlich Ameisen dem natürlichen Auflösungsprozess nachgeholfen hatten, und es war ihm, als ob er eine Art Rührung empfand bei dem Gedanken, dass nun auch diese Ameisen seit fünftausend Jahren gestorben waren, und dass seit dieser Zeit keine Ameise, auch keine Eidechse oder Maus hier gewesen sei. — Der Leib musste in Kreuzesform gelegen haben, lang, die Beine geschlossen, und die Arme von sich gestreckt. Sie nahmen nichts von den wertvollen Schmucksachen an sich, nur auf den Zehenspitzen und vorn übergebeugt, standen sie und sahen, und dann gingen sie leise auf den Zehenspitzen hinaus. — Plötzlich kamen sie auf die Frage, wie hier hatten Menschen leben können. Die Stadt musste viele Tausend Einwohner gezählt haben. Und hier wuchs kein Grashalm, war kein Tropfen Wasser!

Sie kamen auf den Markt. Richardson bückte

sich und wies mit dem Finger auf eine grosse Menge Schmuckstücke hin, allerhand aus Bronze, auch gelegentlich edlem Metall, wie kleine Ringe, Ketten u. dergl., die hier überall zerstreut lagen. Ob hier vielleicht, auf diesen parkettartigen Steinfliesen, eine Menge von Toten gelegen hatte, von denen nur noch diese Metallteile zeugten? Sie gingen vorsichtig; es war ihnen, als müssten sie sich fürchten, auf irgend einen der umherliegenden Gegenstände zu treten. — Zum Schloss hinauf, das auf der Mitte des Marktplatzes stand, führte eine breite Freitreppe. Hier lagen noch mehr Metallstücke wie unten. Es war hier nicht zu vermeiden, ab und zu auf einen Ring oder etwas ähnliches zu treten, das dann auf dem Boden einen quietschenden Ton hervorrief, der bis in die Zähne hinein weh that. Hier mussten die Leichen hoch über einander geschichtet gelegen haben.

Ja, wie war denn das! Die Bronze hatte kein Patina. Sie hatte den Glanz, den sie bei beständigem Gebrauch und häufigem Putzen erlangt. Es war doch unmöglich, dass in der Nähe eines solchen Waldes die Luft so trocken sein konnte! Und dann, die Leichen hatten sich doch langsam zersetzt! Da

musste doch die Bronze grün anlaufen! — Am Eingang war ein Pfeiler, mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt. Richardson, der des Chinesischen mächtig war, las. Dann sagte er zu Garret, der unterdessen von der obersten Stufe die tote Stadt betrachtet hatte, dass in dem Schloss ein Mädchen sitze, das sie sich hüten müssten, zu berühren.

Sie traten ein. In der Mitte war ein Thron mit Stufen. Darauf sass ein Mädchen mit europäischen Gesichtszügen und in einem Brokatgewand, das etwa altportugiesisch sein mochte. Sie hatte dunkle, starre Augen, und in der Mitte der Stirn, zwischen den Augen, eine feine Falte.

Die beiden Ingenieure bestiegen den Thron. Das Mädchen rührte sich nicht, und man mochte glauben, eine angekleidete Wachspuppe mit Glasaugen zu sehen. Garret streckte beide Arme nach ihr aus. Richardson wollte ihn halten, aber der Unglückliche riss sich los und stürzte auf die Figur zu, die er mit der linken Hand bei der Hand fasste. In dem Moment stiess er einen entsetzlichen Schrei aus und schrak zurück. Die Spitzen des Zeige- und Mittelfingers waren kohlschwarz. Richardson riss sofort sein Messer aus dem Gürtel, befahl ihm

durch einen Wink, die Hand auf die Stufe zu legen und hackte das erste Fingerglied ab. Aber während die zuerst weisslichen Schnittflächen sich röteten und dann das Blut herausströmte, bildeten sich an den Fingerstümpfen Kreise, die, erst hell, immer dunkler werdend, sich schnell vergrösserten. Richardson hackte ein zweites Mal zu, während Garret die Zähne zusammenbiss; die Finger waren an der Wurzel abgeschnitten. Garret versuchte zu lächeln. Aber mit einem Male zeigte sich mitten auf dem Handrücken ein ganz kleiner Fleck, gross wie ein Stecknadelkopf, der im Nu Pfefferkorngrösse annahm. Richardson schrie laut auf und hackte von neuem; diesmal fiel die ganze Hand vom Handgelenk ab. Das Blut strömte heftig; aber die beiden achteten nicht darauf. Garret hatte den Rock abgeworfen und den Hemdärmel hochgestreift und besah forschend den Arm. Die Ansteckung schien nicht höher gekommen zu sein. Richardson reichte ihm ein Taschentuch und trennte mit dem Messer einen Streifen von dem Leinenrock ab, um zu verbinden. Plötzlich stöhnte Garret entsetzlich auf. Etwa zwei Finger breit oberhalb der Wunde befand sich bereits ein Fleck von Zehnpfenniggrösse.

Richardson zielte mit dem Messer und hieb den Stumpf im Ellenbogen ab. Jetzt war es das erste Mal, dass Garret sprach. „Sonderbar, es thut gar nicht weh." Aber dann zeigten sich auch oberhalb der neuen Wunde Flecke. Er ergriff selbst das Messer und schälte das Fleisch die Knochen hinunter ab. Dabei machte er ein grinsendes Gesicht. Richardson fürchtete, er werde vor Entsetzen die Stufen hinunterfallen. Garret fetzte mit wütender Eile in seinem Fleisch. Plötzlich liess er das Messer fallen, schrie mit einer merkwürdigen Stimme, so dass es Richardson im Herzen weh that, stürzte in die Knie, zuckte noch einmal zusammen und war tot.

Die Figur auf dem Throne hatte sich nicht gerührt, auch nicht mit der Wimper gezuckt. Richardson riss seine Büchse von der Schulter, eine treffliche Winchesterbüchse, die in London 18 Pfund gekostet hatte, und legte an. Er zielte auf die Falte zwischen den Augen. Aber dabei kam ihm ihr Blick ins Auge. Und da huschte sein Leben vor seiner Seele vorbei wie eine Schwalbe. Er nahm das Gewehr ab, schlug die Versicherung vor und ging. Er ging den Weg zurück, den er mit Garret gekommen war und kam bis zu dem Ort, wo die Träger sie verlassen hatten.

Da es ihm unheimlich wurde, allein zu bleiben, stieg er hinab und traf unten seine Genossen. Nach Garret fragte ihn niemand. Er wunderte sich darüber, aber er selbst sagte auch nichts über das Erlebnis. Abends stieg die gesamte Expedition den Abhang hinauf. Das Plateau erwies sich als nicht so breit, wie es ihm vorher erschienen war; man hatte es bald durchquert und fand auf der anderen Seite wieder bebautes Land.

Nach einiger Zeit brachte Richardson, wie unbeabsichtigt, das Gespräch auf Garret. Er hörte aus den Reden, dass sein Freund in Canton gestorben war, ehe die Expedition sich aufgemacht hatte. Er wunderte sich, dass er das hatte ganz vergessen können.

Aber hatte er denn geträumt seit der Abreise von Canton bis jetzt? Seine Erinnerungen stimmten doch mit denen der übrigen! Da, wo mit Garret etwas geschehen war, wie beim Uebergang über den Pi-li, wo man ihm die Rettung eines Esels mit wichtigen Instrumenten verdankte, schienen die übrigen leicht verlegen zu werden. Und dann hatte doch die Braut Garrets beim Abschied so geweint und ihm eine weisse Rose gegeben!

Und er dachte sich, wie Garret auf den Stufen des Thrones liege, wo die Mädchenfigur sass, welche vielleicht lebte, und dass sein Körper in den Jahrtausenden zu Staub zerfallen werde.

GEDRUCKT IN DER OFFICIN
W. DRUGULIN IN LEIPZIG,
IM AUFTRAGE DES INSEL-
VERLAGS IN BERLIN UND
LEIPZIG IM JAHRE 1900.


89045959012
b89045959012a



